Bunte Blätter

von

Christian Winther.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

Graf U. Baudissin.

Zweiter Theil.

Altona 1863.

Verlag von A. Mentzel.

Inhalt.

Auf dem Lande.

1.

Wenn man die Lateinische Schule durchgemacht und später einige Jahre hindurch auf einer Universität gelebt hat, so hat man sich gewöhnlich eine ausgebreitete Bekanntschaft erworben, deren Charakter in Folge der Art und Weise, in welcher sie meistens gestiftet wird, ein weit freierer und oft sogar ein innigerer ist, als derjenige, den die in einer spätern Lebensperiode angeknüpften Verhältnisse annehmen. Man sitzt auf derselben Schulbank, man besucht die Kollegien, man spielt und schwärmt, man faullenzt und studirt mit Altersgenossen von den verschiedensten äußeren Verhältnissen, und man sieht und fühlt in dieser Lebensepoche der Gleichheit keinen Unterschied in Standes- und Vermögensbeziehungen. Alle derartige Rücksichten verschwinden oder, richtiger, haben nie existirt, und der Umgangskreis ist oft so eng geschlossen, daß es den Anschein hat, als könne nur ein Zauber ihn lösen. Nach und nach gleiten jedoch die leichten Bänder ab, die den Kranz

anscheinend stark zusammenhielten; die Blätter, von den launigen Schicksalswinden erfaßt, flattern in alle Weltgegenden, und nur ein einzelnes, halb verwelktes Blatt — wie z. B. ich selbst — bleibt am Platze zurück und erinnert an ein früheres, buntes Blumenleben. Begegnet man sich dann später nach langer, langer Zeit einmal wieder auf der Wanderung, so betrachtet man sich oft gegenseitig als eine ganz neu erschaffene Figur, oder man sucht wenigstens entweder irgend eine Spur des guten Alten zu finden oder etwas Neues zu entdecken, welches die Zeit und die Umstände an Stelle des früher Gekannten gesetzt haben. Und wie oft muß man dann nicht mit dem Dichter ausrufen: „Ach, wie verändert!"

Ich liebe es nicht, zu längeren Besuchen auf Gütern oder zu anderen ähnlichen Landpartieen eingeladen zu werden. Bei einer solchen Einladung heißt es gewöhnlich: „Komm zu uns und bleib' bei uns, so lange Du Lust hast; Du sollst es Dir einrichten können, wie es Dir beliebt; Du hast völlige Freiheit, zu kommen und zu gehen, wann und wohin Du willst," u. s. w. Aber theils lege ich den Annehmlichkeiten, die mir bei solchen Gelegenheiten geboten werden, keinen hohen Werth bei — ich sitze schlecht zu Pferde und brauche am liebsten meine eigenen Beine; im Sonnenschein auf einem Teiche Barsche zu angeln, in einem Moor nach

Enten herumzuwaten, sich den ganzen Tag nach einem magern Hasen umherzutreiben oder hier- und dorthin gefahren zu werden, um „schöne Aussichten" zu bewundern: das sind lauter Dinge, die ich wirklich gern vermeide, wenn ich es irgend kann. Theils aber sieht es fast immer mit der erwähnten Freiheit, zu kommen und zu gehen, wie es Einem beliebt, und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, gar kümmerlich aus. Am häufigsten muß man sich weit lästigere Beschränkungen gefallen lassen, als an irgend einem Hofe. Meine Angst vor dem Allen, mein Starrsinn und meine Zähigkeit haben es denn auch, gottlob! dahin gebracht, daß man jetzt selten eine derartige Einladung an mich verschwendet.

Im vorigen Sommer begegnete es mir noch einmal, indem ich von einem ehemaligen Schulkameraden eine Einladung auf's Land erhielt. Er ist viel jünger, als ich; jedoch in der Schule, wo wir durch ein paar Klassen von einander getrennt waren, und später, als er selbst die Universität besuchte, schloß er sich mir mit einer Art von Sympathie an, und er hat mir bis auf den heutigen Tag noch immer dieselbe Zuneigung und Freundschaft bewahrt. Er ist ein kräftiger Sprößling einer altadeligen Familie. Früh verlor er seine Eltern und wurde von seinem Vormund, der mit seltenem, liebreichem Eifer und großer Einsicht seine Güter und sein sonstiges Vermögen verwaltete, in dieselbe Lateini-

sche Schule gebracht, die auch ich besuchte. Von hier ging er als Student zur Universität; doch weiter brachte er es auf diesem Wege nicht, denn die wissenschaftlichen Beschäftigungen schienen nicht ganz nach seinem Geschmack zu sein oder, wie die Sänger von schweren Partieen sagen, „für ihn zu liegen". Er ließ sie also liegen für Andere, die mehr Gefallen daran fanden, und selbst in den ersten Vorkenntnissen brachte er es nicht weit. Ich will nur z. B. seine Orthographie anführen, in welcher er eine ziemlich unregelmäßige Tendenz verräth, die neuere Schreibweise zu befolgen und die Substantiva mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, was er indessen dadurch wieder gut macht, daß er mitunter die Adjectiva mit großen schreibt. Auch kann es ihm begegnen, daß er Dign statt Ding, Michl statt Milch schreibt und sich andere ähnliche Abweichungen der Flüchtigkeit erlaubt. Ein Vordersatz ohne Nachsatz gehört auch nicht selten zu den Eigenthümlichkeiten seines Stils. Doch dies Alles und andere ähnliche Kleinigkeiten halten ihn keineswegs ab, der bravste, gutherzigste Bursche von der Welt und der treueste, ehrlichste Freund zu sein. Nach meinem Dafürhalten ist er ein sehr hübscher Mann. Er ist groß, kräftig und wohlproportionirt gebaut, breitschulterig, stark wie ein Bär und besitzt dabei große Fertigkeit in allen ritterlichen Künsten.

Wie die meisten Riesen, ist er dabei von Gemüth

sehr ruhig und besonnen, und es bedarf schon einer starken Dosis von Beleidigung, um seinen Zorn zu wecken. Doch kommt er dann einmal so weit, so fühlt man sich in seiner Nähe nicht ganz geheuer. Seine vollen, blonden Haare richten sich dann wie Borsten in die Höhe, seine blauen Augen erlöschen, als wären sie mit Horn überzogen, seine frischen, rothen Wangen werden weiß; kurz, er gleicht in diesem Zustande jenen alten heidnischen Kämpen, wenn sie in Raserei geriethen. In solchen Augenblicken scheint er auch keinen rechten Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen. Der Anfall ist aber von kurzer Dauer und der Sturm läßt sich oft durch ein mildes Wort oder durch einen ernstern Umstand, der seine Aufmerksamkeit fesselt und seinen Gedanken eine andere Richtung giebt, beschwören. Als Student wurde er natürlicherweise gleich in die aristokratischen Zirkel seiner Familie aufgenommen; doch gefiel ihm, so glaub' ich, das schlichte Treiben der Studenten besser; bei mir war er ein täglicher Gast. Eines Vormittags kam er zu mir. Er trug einen neuen, grünen Frack mit weißen Knöpfen, und erzählte mir, daß er zum Jagdjunker ernannt sei und daß er jetzt auf sein Gut gehe, um dort sein Leben in Freiheit zu genießen und zu beschließen. Beim Abschied nahm er mir das Versprechen ab, ihn einmal zu besuchen, wenn er, wie er sagte, recht in Ordnung gekommen sei.

Zehn Jahre waren seitdem verflossen.

Sein Brief, in welchem er mich einlud, war so freundlich, wie lang. Er sprach darin von seiner unverminderten Ergebenheit, rief mir in die Erinnerung unser früheres, lustiges Leben zurück und forderte mich auf, jetzt mein ihm gegebenes Versprechen zu erfüllen und einige Zeit bei ihm zu verweilen. Mit natürlicher Delicatesse erlaubte er mir, selbst die Bedingungen festzustellen, unter welchen ich — wie er sich ausdrückte — ihm die Freude gönnen wollte, mich in seinem Hause zu sehen. Er war unverheirathet und hatte, wie ich wußte, weder männliche, noch weibliche Verwandte im Hause; ich trug darum auch kein Bedenken, diesmal von meiner Gewohnheit abzuweichen. Ich nahm seine Einladung an, ließ meinen Hans ein paar Koffer und einen Reisesack packen, empfahl beim Abschied der Madame Trane, meiner alten Haushälterin, meine Papiere in Ruhe zu lassen, wenn sie anfinge, mit Scheuerlappen und Staubbesen zu wirthschaften, setzte mich eines heitern Morgens in einen bequemen Wagen und ließ mich auf's Land hinausrollen.

Erfrischt und belebt durch die reine, kühle Luft und durch das Beschauen der schönen Gegenden, durch die mein Weg führte, erreichte ich gegen Abend den alten Herrensitz Stighof, der sehr malerisch in einer der waldreichsten Gegenden Seelands belegen ist. Wenn

ich den Hof einen alten Herrensitz nenne, so will ich damit nicht bei dem Leser die Vorstellung einer Burg mit Zinnen und Thürmen wecken. Derselbe hat allerdings mehrere Jahrhunderte hindurch der Familie meines Freundes gehört, das Hauptgebäude jedoch ist ein ziemlich unschönes Erzeugniß des 18. Jahrhunderts und besitzt nur die gute Eigenschaft, eine hübsche Lage zu haben, und die Bestrebungen mehrerer Generationen, im Innern sehr bequem und luxuriös eingerichtet zu sein. Den Namen sowohl des Hofes, als auch der verschiedenen, in dieser Erzählung auftretenden Personen habe ich aus gewissen Gründen selbst erfunden.

Bei meiner Ankunft war der Kammerjunker — er ist nämlich avancirt — nicht zu Hause; man sagte mir, daß er bald kommen werde. Eine ältliche, sehr wortkarge Jungfer, die sich meinem physiognomischen Blick sogleich als die Haushälterin verrieth, befahl einem Bedienten, mich nach einem für mich eingerichteten Zimmer zu führen; es lag im obersten Stockwerk, und eine reizende Aussicht lächelte mir durch die geöffneten Altanthüren entgegen. Ich kramte mittlerweile meine Sachen hervor, denn den Hans hatte ich in der Stadt gelassen, und nachdem ich eine erfrischende Toilette gemacht hatte, zog ich ein kleines Sopha vor das Fenster, zündete eine Cigarre an und vertiefte mich in die Beschauung der schönen und reichen Landschaft, die die

Sonne eben mit ihren Abschiedsstrahlen beleuchtete. Ich hatte eine halbe Stunde lang diese angenehme Ruhe genossen, als ich schwere Tritte und Sporengeklirr auf der Treppe vernahm; es wurde angepocht und herein trat die gewaltige Gestalt meines Kammerjunkers. Einen herzlichern Empfang, als den, der mir, dem alten Kandidaten der Theologie, zu Theil wurde, konnte ich mir, so eigen ich auch bin, gar nicht wünschen. Alles schien anzudeuten, daß wir Beide in Betreff der Pflichten und Rechte des Wirths und des Gastes durchaus einig seien und daß wir namentlich nichts so sehr zu vermeiden wünschten, als uns gegenseitig zu geniren.

Zwei Tage waren seit meiner Ankunft verflossen. Ich hatte sie benutzt, um in aller Gemächlichkeit die Umgegend zu untersuchen und das zu erforschen, was mich etwa interessiren könnte. Der Tisch des Kammerjunkers war vortrefflich; Küche und Keller harmonirten in der wünschenswerthesten Weise. Die Gesellschaft, die ich da traf, entsprach auch ganz wohl meiner Neigung; sie bestand neben der erwähnten stummen Jungfer, die die Honneurs machte, gewöhnlich aus dem Verwalter, mitunter dem Arzte, einem Landmesser, der auf dem Gute arbeitete, und ab und zu noch aus einigen flinken Hegereitern. Die Bedienung besorgten ein junger Jäger und ein alter, weißhaariger Kammerdiener, den mein Freund von seinem Vater geerbt hatte.

Er selbst war ein aufmerksamer und angenehmer Wirth, und der Ton war immer der einer einfachen Gemüthlichkeit. Am Vormittage war ein Jeder sich selbst überlassen; um 4 Uhr kam man beim Mittagstisch zusammen.

Eine ausgesuchte, große, aber alte Bibliothek — ein Erbstück, das nicht sonderlich vermehrt wurde, — eine Anzahl von Gemälden, namentlich Jagdstücke und Portraits von Hunden, Pferden, sowie von des Besitzers Vorfahren, eine Menge alten, prächtigen Hausgeräths und endlich ein Kabinet, angefüllt mit einer Sammlung von alten Schnurrpfeifereien der verschiedensten Art, versprachen mir einen herrlichen Zeitvertreib, falls das Wetter mir meine Ausflüge unmöglich machen sollte. Meine größte Lust, allein Wald und Flur zu durchstreifen, konnte ich im vollsten Maße befriedigen, und die reizende Gegend lockte mich deshalb zu jeder Tagesstunde bald in diese, bald in jene Richtung.

An einem schönen, hellen Vormittage folgte ich auf einer dieser einsamen Wanderungen einem schmalen, schattigen Fußsteig durch einen Moorbruch, in welchem sich ein kleiner Bach unter dichten Erlen dahinwand; nach einiger Zeit wurde der Boden fester, und es dauerte nicht lange, so bemerkte ich, daß ich aufwärts stieg. Doch fand ich bald, daß es keine Reihe von

Hügeln war, die ich vor mir hatte, sondern nur eine einzelne, mit Bäumen bewachsene Anhöhe, am Saume des Waldes belegen.

Als ich hinaufkam, fand ich eine Art von Belvedere, einen planirten Platz, auf dem eine Bank stand, eines jener höchst unbequemen Möbel, die aus einem Brett auf zwei Pfählen bestehen und von der ländlichen Sentimentalität so verschwenderisch auf beliebten Ruhepunkten angebracht werden. Man hatte übrigens von hier die herrlichste Aussicht über weite, eingezäunte Felder, wo verschiedene Getreidearten in reichster Fülle standen und in der starken Sonnenhitze dufteten; nicht weit von hier lag ein Dorf mit einer Kirche, in deren Nähe der Pfarrhof sich nur wenig von den umliegenden Bauerhöfen unterschied.

Auf der Bank saß mein Freund — Arthur will ich ihn nennen — mit verschränkten Armen und, wie es schien, in Gedanken vertieft. Bei meiner Ankunft fuhr er wie aus einem Traume empor, und eine gewisse Verschämtheit zeigte sich, wie es mir schien, auf seinem hübschen, sonnverbrannten Gesichte; doch sie wich augenblicklich dem gewöhnlichen jovialen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war. Ich setzte mich neben ihn, und während ich meinen Blick über die stille Landschaft schweifen ließ, entging es mir nicht, daß Arthur's Auge mit einem eigenen Ausdrucke auf den

Pfarrhof und dessen weißgemalte Gartenthür gerichtet war.

„Ich will Dir doch etwas sagen," begann er plötzlich nach einem kurzen Stillscheigen, „obgleich es eigentlich wohl sonderbar und unnütz ist, mit einem Junggesellen, wie Du, von solchen Dingen zu sprechen! Aber ich kann" — hier fluchte er in seinen Bart hinein — „nun einmal nicht umhin!"

Etwas überrascht und verwundert durch diese Einleitung, wandte ich mich schnell nach ihm hin; sein Gesicht glühte.

„Was Du mir anvertrauen willst und von welcher Art es ist," sagte ich lächelnd, „haben mir fast schon Deine Worte verrathen —!"

„Ja, das that ich gerade mit Absicht," antwortete er lachend, „denn ich fasse mich gern kurz. Du kannst also wohl begreifen, daß ich verliebt bin; aber daß es das erste Mal in meinem Leben ist, daß mir dergleichen passirt, das glaubst Du vielleicht nicht! Und doch verhält es sich so! Du magst mir's nun glauben oder nicht, aber wahr ist's und bleibt's, daß ich bis jetzt mein ganzes Leben hindurch von der einen so gut, wie von der andern Art Liebe so unberührt geblieben bin, wie ein neugeborenes Kind! Ich habe nie über meinen Charakter, mein Gemüth, mein Temperament, oder wie es nun genannt werden soll, nachgedacht; aber die

Natur muß mich wohl so geschaffen haben, daß ich so lange allem Unheil in der einen, wie in der andern Beziehung habe entgehen können."

„Du willst mir doch wohl nicht einreden," sagte ich schlau, „daß Du nie — —"

„Ja, das weiß Gott, daß ich das will!" unterbrach er mich mit der Wärme des reinen Bewußtseins, „und das ist gerade etwas, das mich gewissermaßen stolz macht, und das mir unter den jetzigen Umständen Muth verleiht; denn Muth gehört dazu, das wirst Du mir gewiß selbst einräumen, wenn Du sie siehst!"

Ich betrachtete mit einer Art von Respekt dieses große, unerfahrene Kind, konnte mich aber auf der andern Seite nicht enthalten, über das Fundament zu lächeln, worauf Arthur bei dieser Angelegenheit seinen Stolz und seinen Muth baute.

„Nun denn," fuhr ich fort, „heraus mit der Sprache! Wer ist diese formidable Dame, die meinen Herkules bezwungen hat? Und auf welche Hindernisse bist Du gestoßen?"

„Ach, es giebt, glaube ich, keine andere Hindernisse," erwiederte er, „als meine eigene thörichte Schüchternheit und Unbehülflichkeit! Siehst Du, ich kann doch, unter uns gesagt, ohne Bedenken aussprechen, daß ich nicht zu den häßlichsten Männern gehöre; meine Vermögensumstände sind so gut, wie man es wünschen kann; das

Gut ist schuldenfrei, im besten Betriebe und nimmt Jahr für Jahr an Werth zu. Was meine eigentliche Person anbetrifft, so darf ich wohl sagen, daß ich ein ganz honnetter Kerl bin; wenigstens habe ich niemals den geringsten Krakehl mit einem einzigen von den vielen Menschen, hohen, wie niedrigen, gehabt, mit denen ich in Folge meiner Stellung in Berührung komme. Meine Bauern — wenn ich in unserer Zeit meine sagen darf — sind mir mit Leib und Seele zugethan, und Alles, was ich in meinem Kreise unternehme, glückt mir und gedeiht! Nun, meinen uralten Adel darf ich wohl gar nicht mit in die Waagschale legen, — es sei drum! Dennoch, obgleich man nun annehmen sollte, daß ich auf dies Alles fußen könne und nicht nöthig habe, verzagt zu sein — — ja, prost't die Mahlzeit! Ich stehe vor ihr, wie ein Schulknabe, der seine Tabelle nicht gelernt hat."

„Nun, wer ist diese Dame?" fragte ich wieder.

„Da drüben wohnt sie!" sagte er mit einem Seufzer, der ihm drollig stand.

„Beim Prediger?" fuhr ich fort. „Ist es die Tochter des Predigers?"

„Ja, es ist die Tochter des Predigers! Es ist ein blitzschönes Mädchen, sage ich Dir, und Bildung besitzt sie und feine Lebensart; sie hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen! Ihr Oheim mütterlicherseits ist dieser

Kammerherr Pfauhelm in Kopenhagen; in seinem Hause ist sie ein paar Jahre gewesen. Sie spielt Klavier, singt und kleidet sich wie eine Königin; ja, sie ist ein Frauenzimmer comme il faut! Wenn Du Lust und Zeit hast, so kannst Du gleich Gelegenheit haben, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe gerade ein Geschäft in einer Ziegelei zu besorgen, die jenseits des Dorfes liegt, und muß auch mit dem Prediger sprechen; — ich bin ja Mitglied des Gemeinderaths!" setzte er mit einer gewissen Ironie auf die neuen, ihm nicht recht zu Sinne stehenden politischen Zustände hinzu.

„Ja, wenn der Besuch nicht gar zu lange dauern wird," sagte ich, indem ich aufstand, „so habe ich nichts dagegen, die Auserwählte Deines Herzens in Augenschein zu nehmen. Denn wenn Deine vertrauliche Mittheilung den Zweck hat, meine vieljährige Erfahrung zu benutzen" — hier lächelten wir Beide ein wenig malitiös — „und Du meinen Rath in dieser Angelegenheit hören willst, so bin ich ja, wie ein kluger Minister oder General genöthigt, die Verhältnisse kennen zu lernen und das Terrain zu erforschen!"

Wir begaben uns auf den Weg und wanderten erst längs der hohen Einfriedigung des Waldes, gingen über einen Steg in's Feld, auf welches die Sonne glühendheiß niederschien, und schlugen dann einen Fußsteig ein, der durch ein üppiges Gerstenfeld führte, bis wir den

Kirchweg erreichten, der uns an das Thor des Pfarrhofes brachte.

Kaum hatten wir den innern Hof betreten, als mich alten Junggesellen ein Schauder ergriff; denn aus der Thür zur Vordiele, neben welcher die gastfreie Wagentreppe hing, stürzte ein halbes Dutzend Knaben von verschiedenem Alter und verschiedener Größe, jedoch alle mit derselben Physiognomie, die deutlich besagte: Wir sind Alle Brüder, die Söhne Eines Mannes! Mit nervenerschütterndem Schreien und Toben begrüßten sie meinen Begleiter, der ihr guter Freund und Kamerad zu sein schien, und nachdem sie eine unzählige Menge verwirrter Fragen gethan und mich ein wenig angeglotzt hatten, zerstoben sie in alle Winde. Den lauten Ruf meines Freundes, ob die Familie zu Hause sei, beantwortete der größte Junge vom Hundehause aus, wo er den Kettenhund hätschelte, mit der Erklärung, „daß Papa draußen im Felde, Mama in der Milchkammer und Lotte im Garten sei," und damit flog auch er davon. Ich wünschte ihm eine glückliche Reise.

Durch die Vordiele, die Wohnstube und die Gartenstube, die wir leer fanden, ging der Weg nach dem freundlichen Garten. Drinnen, hinter der offen stehenden Thür, machten wir einen Augenblick Halt. Draußen, dicht bei der Treppe, unter dem Schatten zweier großen Kastanienbäume, saß ein junges Mädchen; es

schien mir nicht älter, als siebzehn oder achtzehn Jahre. Ueber dem wunderbar reichen, dunkelbraunen Haare lag ein kleines, dreieckiges, buntes Seidentuch, welches lose unter dem niedlichen Kinn zusammengebunden war. Ihr Anzug war vom einfachsten Stoffe; sie trug ein blau- und weißgestreiftes Kleid, aber es schloß sich so natürlich und zierlich der schlanken, biegsamen Gestalt an und war so nett bei all seiner Einfachheit! An den Füßen trug sie, wie ich sah, ein paar garstige Holzpantoffeln; da sie jedoch den Fuß aus einem derselben herausgezogen hatte, bemerkte ich, daß dieser Fuß niedlich, klein und wohlgeformt war. Auf dem Tische vor ihr saß ein kleines Mädchen, ungefähr zwei Jahre alt, und daneben stand ein Teller mit Suppe, womit sie das Kind wie einen jungen Vogel fütterte. Das Kind selbst war munter und lebhaft; es klatschte mit einem breiten Kastanienblatte, welches es in der Hand hielt, auf den Tisch und rief nach jedem Löffel: „Mehr!" Es war ein schönes, kleines Bild.

„Ist sie es?" fragte ich mit leiser Stimme meinen Begleiter.

„Gott behüte!" flüsterte er, „das ist ja noch ein Kind!"

Ich hielt also das Lob zurück, das ich seinem guten Geschmack hatte zollen wollen — denn dies Kind war eine im höchsten Grade reizende Jungfrau —, und stieg

mit ihm die steinerne Treppe hinunter. Als wir uns dem Tische näherten, an dem sie saß, stand sie auf, reichte mit heiterer Freundlichkeit dem Kammerjunker die Hand und mir machte sie eine Verneigung. Auch das kleine Mädchen auf dem Tische reichte seine Hand und grüßte, indem es sein: „Mehr! mehr!" fortsetzte.

„Guten Morgen, meine kleine Martha! Wie geht es Ihnen?" sagte Arthur, indem er ziemlich derb die kleine Hand der Jungfrau schüttelte. „Darf ich Ihnen meinen Freund, den Candidatus theologiae Hansen, der mir das Vergnügen macht, mich einige Zeit zu besuchen, vorstellen?"

Das junge Mädchen machte wieder eine leichte Verneigung und grüßte mit einem Lächeln, welches — Gott verzeih' es ihr! — wie ich glaube, dem hohen Alter des Kandidaten galt.

„Ist Fräulein Charlotte zu Hause?" fuhr er dann mit einem gewissen unruhigen Eifer fort und das Blut stieg ihm in die Wangen.

„Ja wohl," antwortete Martha mit einer prächtigen, klangvollen Stimme, „sie ist hier im Garten; ich sah sie soeben mit einem Buch in der Hand nach der Laube hinuntergehen. Da sitzt sie gewiß jetzt und liest." Nach diesen Worten fing sie wieder an, sich mit ihrer kleinen Schwester zu beschäftigen, die ungeduldig auf

einen neuen Löffel Suppe gewartet hatte. Wir gingen also tiefer in den Garten hinein.

Kaum hatten wir einen langen Gang, der auf beiden Seiten mit Haselbüschen eingefaßt war, betreten, als wir der erwähnten Dame ansichtig wurden, die denn also der Gegenstand der Seufzer meines Freundes Arthur und meiner Kritik sein sollte. Während wir langsamen Schrittes ihr entgegenwanderten, benutzte ich die Gelegenheit, ihr Aeußeres genau zu mustern. Sie war sehr groß und ziemlich stark gebaut und schritt recht feierlich einher, indem sie eine äußerst vornehme Haltung beobachtete. Das weiße Morgenkleid war ihr so eng angepaßt, als käme sie geradeswegs aus den Händen der Schneiderin, und unter dem sehr breiten und flachen Sommerhute drängten sich zu jeder Seite des regelmäßigen, aber stark markirten Antlitzes zwei lange Büschel rabenschwarzer Locken hervor. In den mit Handschuhen wohlversehenen Händen trug sie ein Buch und einen Sonnenschirm.

Als sie uns näher kam, gab sie nach und nach ihrer Gestalt etwas mehr Bewegung, indem sie, wie ein Franzose gesagt haben würde, dandinait sur les hanches, wobei sie ein Lächeln über das ganze Antlitz verbreitete und dadurch die Gelegenheit bot, zwei Reihen sehr weißer, nur etwas großer Zähne zu bewundern, wobei die Augen seltsam ganz verschwanden. In ihrer

Haltung lag etwas Selbstbewußtes, das bei mir nicht gerade die Vorstellung von einer glücklichen Ehe hervorrief.

Nachdem die gewöhnlichen Vorstellungs- und Empfangsredensarten gewechselt waren, setzten wir die Wanderung im Garten fort, wobei Arthur mich hin und wieder mit fragenden Blicken verfolgte, um zu erspähen, welche Wirkung dies Phänomen auf mich mache.

„Was ist denn das für ein großes Buch?" hob mein Freund an, „womit Sie sich so früh am Tage bewaffnet haben?"

Das Fräulein sagte in leichtem Tone: „Das ist das große Buch, welches O. vor Kurzem herausgegeben hat und das, wie man mir erzählt, sein politisches Testament enthalten soll. Peter hat es mir geliehen; er hat es mit einer Menge von Anmerkungen und Hinweisungen versehen, so daß ich mich recht darauf freue, es zu lesen, was mir sowohl belehrend, als unterhaltend sein wird!"

Ich betrachtete sie mit seltsamer Verlegenheit.

„Peter?" entgegnete Arthur, als wäre er unangenehm überrascht worden, und sein Gesicht wurde wieder feuerroth. „Ist er hier?"

„Ja! Er kam gestern Abend nach Hause zu seinen Eltern," antwortete Charlotte, „und da hat er uns denn auch gleich besucht."

„Nun, das hat Sie wohl recht sehr gefreut, Charlotte?" fragte Arthur mit ziemlich unsicherer Stimme.

„Wir waren Alle erfreut und angenehm überrascht. Er ist jetzt Kandidat, hat den besten Charakter bekommen, und dazu noch viel früher, als wir es erwartet hatten."

Ich beobachtete im Geheimen Arthur's Mienen. Sein Gesicht war sehr lang geworden; Peter mußte wohl ein Nebenbuhler sein, schloß ich.

Ich erlaubte mir die Frage, wer der junge Mann wäre, von dem gesprochen werde.

„Es ist mein Vetter," antwortete das Fräulein. „Sein Vater, mein Oheim, wohnt jenseit des Waldes, eine kleine Viertel Meile von hier. Er ist Jurist," setzte sie in vortragender Weise hinzu, „und beabsichtigt jetzt, sich für eine wirksamere und mehr unmittelbare Theilnahme an der Staatsverwaltung, die jetzt einer größern Anzahl von Staatsbürgern zugänglich ist, als es unter der vorigen Regierung der Fall war, auszubilden. Ich glaube sicher, daß wir noch viele Freude an ihm erleben werden. Meinen Sie das nicht auch, Herr Kammerjunker?" fügte sie mit einem elegischen Lächeln hinzu.

„Ich weiß — ja, es — ja, das ist ganz meine Meinung!" sagte Arthur schnell und mit sichtbarer Anstrengung.

„Ja gewiß," fuhr das Fräulein fort, „er ist ein vielversprechender, junger Mann; er ist ein warmer Patriot, versehen mit einem Schatz nützlicher Kenntnisse, die ihre Lebenskraft aus hoher Begeisterung und strengem republikanischen Ernste schöpfen. Solche Leute sind es gerade, die wir nöthig haben, wenn die jetzt wirksamen Kräfte erschlaffen und altern! Sie sollten z. B. nur wissen, wie beredt er ist. Als ich mich in Kopenhagen bei dem Kammerherrn Pfauhelm aufhielt, sahen wir uns fast täglich. Er hatte mich zur Vertrauten seiner Pläne und Gedanken gemacht und theilte mir mit, was er in seinem Eifer und in seiner Begeisterung bald in dieser und bald in jener interessanten öffentlichen Angelegenheit geschrieben oder gesprochen hatte. Nach meiner geringen Einsicht und so wie ich ihn kenne glaube ich voraussagen zu dürfen daß wir in ihm einen kräftigen Vorkämpfer für das Volk und seine Gerechtsame erwarten dürfen. Sie sollten einmal seine Abhandlung: „Das Zeitliche und das Ewige," die vor einem halben Jahre in der „Post" aufgenommen war, zum Durchlesen haben, es ist etwas ganz Vollendetes."

Parla come un libro stampato! dachte ich mit Leporello, und es ergötzte mich unbeschreiblich, diese durchaus städtisch gebildete Dame mit grandiosem Ernst eine feierliche Rede halten zu hören und die nieder-

schlagende Wirkung zu beobachten, die sie auf das ganze Wesen meines Freundes ausübte. Es war nur zu deutlich zu sehen, wie sehr es ihn peinigte, daß sie diesen Vetter Peter so sehr rühmte; es war in Folge seiner Natur und Bildung ziemlich begreiflich, daß er die übrigens ehrenwerthen Grundsätze, von denen sie beseelt war und geleitet wurde, nicht ganz fassen und würdigen konnte. Er schien total verwirrt, riß bald dieses, bald jenes Blatt von den Büschen, zerknitterte es, räusperte sich und war ganz außer sich.

Ich erbarmte mich seiner und bemühte mich, die Dame in ein politisches Gespräch zu ziehen, wobei ich mich, so gut es gehen wollte, der Ausdrucksformeln bediente, die den politischen Dilettanten so geläufig sind; und es ging besser, als ich erwartet hatte. Da nun Arthur meine geringe Kenntnisse der Details aller solcher Verhandlungen und meinen gänzlichen Mangel an Interesse dafür sehr wohl kannte, so wurde ihm meine menschenfreundliche Absicht klar und er beruhigte sich nach und nach. Fräulein Charlotte hingegen, die anfänglich den alten theologischen Kandidaten mit einer etwas weniger als höflichen Miene von oben bis unten betrachtet hatte, führte jetzt ihre schwerste Artillerie in's Feuer und ergoß die ganze Fluth ihrer Beredtsamkeit und Weisheit über mich, so daß ich mich kaum einigermaßen gegen den Strom halten konnte. Zuletzt brach

sie ab und sagte: „Doch — im Grunde ist es Unrecht, in des Kammerjunkers Gegenwart von diesen Dingen zu reden, und ich mache mir oft Vorwürfe darüber, wenn ich mich dabei ertappe. Nicht wahr, ich darf ja wohl sagen, daß es nicht ganz nach Ihrem Sinne ist? Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Sie zu bekehren — ganz allmählich. Sie werden sehen, mit der Zeit!"

Arthur faßte Muth und antwortete der Schelmin: „Sollte Jemand mich in jeder Hinsicht bekehren können, so müßten Sie es wohl sein, Fräulein Charlotte! Jedoch — sollte keine Bekehrung möglich sein, so hoffe ich, daß wir deshalb nicht weniger gute Freunde sein werden!"

„Meine Hand darauf!" sagte Charlotte und lächelte bedeutungsvoll, „Feinde werden wir sicher nicht!"

Sie reichte ihm ihre Hand, die er sehr ehrerbietig kaum mit den Fingerspitzen berührte, indem er wieder roth wurde wie eine Päonie, aber sehr glücklich aussah und mir bedeutungsvolle Blicke zuwarf. Ich fühlte ein tiefes Mitleid für ihn — solcher Ueberlegenheit gegenüber.

In der Gartenstube, wo der Frühstückstisch gedeckt war, trafen wir die übrige Familie. Der Vater, ein kleiner, hagerer Mann mit einem sarkastischen, schlauen Gesicht und mit der Schnupftabaksdose in der linken

Hand wie festgewachsen, und die Mutter, eine gewaltige junonische Gestalt, die eine etwas vornehme Haltung zeigte und vermuthen ließ, daß sie in ihrer Jugend ausgesehen haben könne, wie die älteste Tochter, empfingen uns sehr freundlich; und bei Tische, wo die Mutter präsidirte und Fräulein Charlotte die Miene einer Dame annahm, die kaum hierher gehöre, übernahm die kleine Martha mit so vieler Ruhe und Anmuth die Bedienung, daß ich die Augen nicht von ihr abwenden konnte, was sie jedoch gar nicht zu bemerken schien. In ihrem Anzuge war keine andere Veränderung vorgenommen, als daß das bunte Tuch von ihrem Kopfe verschwunden war und die Füße jetzt in einem Paar kleiner Schuhe staken. Ihre Figur war so vollendet schön, ihr Teint so blendend, ihr Gang so elastisch, ihre Haltung so graziös und ihr Ernst und ihre Stille so Erwartung weckend, daß man, wenn sie mitunter ihre großen, dunkelblauen Augen über die Gesellschaft hinschweifen ließ, gleich denken mußte: Nun kommt etwas, was das Herz erwärmen kann!

Aber es kam nichts. Die Mutter und die älteste Tochter bemächtigten sich um die Wette des Worts; der Prediger warf ab und zu eine drollige, beißende Bemerkung hin, wie eine Leuchtkugel; das wilde Heer der Knaben stürmte um den Tisch herum, herein und hinaus und klapperte mit den Thüren. Durch dieses

Chaos wanderte Martha mit anmuthiger Ruhe; sie stopfte im eigentlichen Sinne des Worts den Jungen den Mund, die dann verschwanden, und sie holte darauf die Kleine herbei, mit der sie sich, ohne, wie es schien, das Treiben und das Sprechen der übrigen Gesellschaft zu beachten, fortan beschäftigte.

Da öffnete sich die Thür und ein junger Mann trat herein, der von der Familie, mit Ausnahme des Predigers, Charlotte's und Martha's, mit Akklamation empfangen wurde. Ich beobachtete Arthur und ersah gleich aus dem umwölkten Ausdruck seines Gesichts, daß es der talentvolle Politiker, Vetter Peter sein müsse. Der Mutter und selbst Charlotte's Augen strahlten ihm entgegen. Er sah verdrießlich und zerstreut aus. Klein von Wuchs, hatte er etwas Kräftiges und Entschiedenes. Er trug einen dunkelfarbigen, ungebürsteten Paletot; das Haar, das glatt und lang, etwas verwildert war, strich er dann und wann hinter's Ohr. Mit einer gewissen Derbheit und Nonchalance, die vermuthlich gleichwohl nur eine gewisse Verlegenheit bemänteln sollte, warf er sich auf einen Stuhl und streckte die Füße von sich. Uns Fremde grüßte er kaum, aber Martha wollte er unter das Kinn fassen, indem er fragte: „Wie geht's Dir, Martha?" Als aber das junge Mädchen diese Berührung durch eine leichte, aber determinirte Handbewegung, die der Kandidat mit Er-

röthen beantwortete, abwehrte, fing er an mit Charlotte, neben der er Platz genommen hatte, zu flüstern.

Ich höre sehr scharf und besitze die Fertigkeit, meine Aufmerksamkeit auf mehrere Dinge zugleich zu richten. Es wurde mir deshalb nicht schwer, während ich mit dem Prediger über ein Zeitthema, gemischte Ehen, sprach, das Gespräch der beiden Verbündeten zu belauschen; als wir Alle aufstanden, um von einander Abschied zu nehmen, hörte ich deutlich, daß Charlotte schnell dem Vetter zulispelte: „Heute Abend um 7 Uhr bei der alten Eiche!"

2.

Wir verabschiedeten uns. Es war eine glühende Hitze, darum ging ich auf Arthur's Vorschlag, ihn auf einem langen Umwege zu begleiten, um eine schön belegene Ziegelei und eine Wassermühle zu besehen, nicht ein und zog es vor, allein durch den Wald nach Hause zu gehen.

Als ich mich unter den schattigen Buchen auf dem sich schlängelnden Fußsteige befand, war es meine Absicht, die „alte Eiche" aufzusuchen. Ein glücklicher Zufall oder der Instinkt führte mich auf einen kleinen Seitenpfad, der sich in das Dickicht hineinwand, und nach einer kurzen Wanderung erreichte ich denn auch mein Ziel.

Es war ein kleiner, grüner Platz, von Gebüsch und hohen Bäumen umgeben. Nach der einen Seite zu stand die Eiche, hohl und gespalten, aber mit einer prächtigen, vollen Krone, die ihren Schirm über eine niedrige, kleine Grasbank ausbreitete. Ein solcher alter, ehrwür-

diger Baum erweckt immer mein Interesse, und ich untersuchte darum auch von allen Seiten dieses Exemplar mit ebenso großem Eifer und gewissenhafter Genauigkeit, wie ein Alterthumsforscher eine merkwürdige Klosterruine.

Als ich, nachdem ich einige Büsche zur Seite gebogen hatte, hinter den großen Stamm trat, entdeckte ich, daß er ganz hohl sei und daß man von dieser Seite in die Höhlung hineintreten könne, die für fünf oder sechs Personen Platz bot. An der Seite, die dem grünen Platze zugekehrt war, hatte die Hand der Zeit einige Spalten und Löcher angebracht, die einen freien Durchblick gestatteten. Es hätte gar nicht bequemer eingerichtet sein können, sich hier zu verstecken. Sollte das die Absicht Peter's und seiner Cousine sein?

Zufrieden mit meiner Entdeckung, ging ich heimwärts. Als ich nach der Stelle zurückgekommen war, wo der erwähnte kleinere Fußsteig an den größern stieß, den ich verlassen hatte, um die Eiche zu suchen, begegnete mir die holde Martha. Sie ging langsam unter den schattigen Bäumen einher. An der einen Hand führte sie die kleine Lise, in der andern trug sie einen aufgeschlagenen Sonnenschirm, der nachlässig auf ihrer Schulter ruhte, während die Sonnenstrahlen ab und zu durch das Laubdach hindurch den Glanz ihrer schönen Locken, die von keinem Hute bedeckt wurden, erhöhte. Sie plan-

derte freundlich mit dem kleinen Mädchen, welches längs dem Wege Blumen pflückte, ihr dieselben reichte und wissen wollte, wie sie hießen.

„Kommen Sie auch dieses Weges?“ sagte ich. „Es freut mich, Ihnen zu begegnen, denn in Ihrem Hause fand ich keine Gelegenheit, ein einziges Wort mit Ihnen zu sprechen!“

„Sie gehören gewiß nicht zu den Gesprächigen,“ antwortete Martha mit einem Lächeln, das ihrem sonst ernsthaften Gesicht sehr gut stand, „und ich auch nicht; darum schwiegen wir. Uebrigens gestehe ich, daß man zu Hause beim Frühstück selten Ruhe findet, eine vernünftiges Gespräch zu führen. Ich beschäftige mich deshalb immer mit dieser.“ Sie zeigte auf das Kind. „Ich erinnere mich außerdem, was Sie selbst bei Tische sagten!“

„Was ich sagte?“ rief ich erstaunt, zu hören, daß sie auf meine Aeußerungen Acht gegeben. „Was war es denn?“

„Sie sagten, daß ein Gespräch nur dann recht unterhaltend sei, wenn es von Zweien geführt würde, die einig sind, oder von Dreien, die es nicht sind.“

„Das war nur ein Paradoxon, womit ich mir in dem Augenblick durchzuhelfen suchte,“ entgegnete ich lachend. „Finden Sie wirklich, daß darin etwas Wahres liegt? Haben Sie schon eine ähnliche Bemerkung gemacht?“

„Ob Sie Ihrer Behauptung eine besondere Bedeutung beilegen," fuhr sie fort, „kann ich nicht wissen; aber sie scheint mir natürlich, wenn ich sie mir auf meine Weise erkläre. Liese und ich z. B. sind immer einig, und darum geht es mit uns Beiden so gut, und wenn wir jetzt ein wenig tiefer in den Wald hineinkommen, so treffen wir eine Dritte, mit der ich wenigstens nicht immer so einig bin!"

„Wer ist das, wenn ich fragen darf?" erwiederte ich neugierig.

„Es ist eine alte Frau, die zur Zeit, als noch der alte Kammerherr lebte, mit einem frühern Jäger und Holzvogt hier auf dem Gute verheirathet war. Die alte Karen ist sehr unterhaltend. Sie hat in ihrer Jugend so Vieles gesehen und erlebt; ja, sie hat sogar viel gereist, denn sie mußte, als sie noch Amme und Kindermädchen des Kammerjunkers war, ihrer Herrschaft überallhin folgen, auch einmal auf einer weiten Reise in's Ausland. Alles, was sie auf diese Weise erlebt hat, kann sie mir denn nun erzählen. Sie ist unerschöpflich, und ich werde nie müde, ihr zuzuhören; insofern sind wir also einig!"

„Worin sind Sie uneinig?"

„Das kann ich Ihnen nicht so recht sagen!" antwortete Martha, den Kopf schüttelnd und ein wenig erröthend, „— doch ja, sie verzieht mir mitunter die

Kleine hier, und die ist nun einmal mein Augapfel, und Niemand außer mir darf sie erziehen wollen."

„Die alte Karen, von der Sie sprechen, erzählt wohl, wie ich mir denken kann, in sehr ungekünstelter Weise von den fremden Ländern und den vielen Dingen, die sie gesehen hat?" fragte ich.

„Darin haben sie ganz Recht! Das ist gerade das rechte Wort! Alles, was sie in der Fremde und zu Hause gesehen und erlebt hat, stellt sie mit einer solchen Wahrheit und Natürlichkeit dar, daß es Einem weit anschaulicher und faßlicher wird, als wenn man Aehnliches in gelehrten Reisebeschreibungen liest. Sie sollten nur ihre Beschreibung des alterthümlichen, vornehmen Lebens hier auf Stighof und in Kopenhagen hören; es ist mir dabei, als ob ich das selbst mit angesehen und den Kammerherrn und die gnädige Frau gekannt hätte; namentlich von dem Arthur — so nennt sie ihn bisweilen noch — da weiß sie immer was zu erzählen; sie ist darin unermüdlich."

„So, wie Sie im Zuhören?" fragte ich wieder, und ein Strom von Rosenfarbe ergoß sich abermals über ihr strahlendes Gesicht.

„Sie weiß," sagte Martha, „aus der Zeit seiner Kindheit und ersten Jugend so viele schöne Züge seiner braven Gesinnung und Herzensgüte anzuführen, und — wie sie sagt und wie wir Alle wissen — er verläugnet

jetzt als Mann nicht seine Natur. Es ist z. B. eine wahre Freude, zu sehen, mit welcher Liebe und Dankbarkeit er immer seine alte Amme behandelt!"

„Sehen Sie das mitunter?" fuhr ich fort.

„O ja, mitunter sehe ich ihn, wenn er die Karen besucht, und das thut er fleißig. Es ist beinahe, als besuchte ein Sohn seine Mutter! In jeder Hinsicht hat er gut und reichlich für sie gesorgt, — und — ja hier," unterbrach sich Martha selbst, als wir an einem Steg standen, der aus dem Walde führte, „hier gehen Sie wohl, denke ich, hinüber, und ich folge diesem Fußsteige. Leben Sie wohl!"

Ich blieb stehen und sah ihr und dem Kinde nach, das sich ein paar Male umwandte und mir zunickte, bis sie zwischen den Büschen verschwanden.

Es war erst meine Absicht, auch zur Karen, meines Freundes Amme, zu gehen. Aber ich weiß nicht, war es eine instinktmäßige Delicatesse für die holde Martha, oder war es eine Ahnung, daß ich vielleicht durch meine Gegenwart eine unschuldige Freude stören würde, oder beschäftigte mich zu sehr das Rendezvous um 7 Uhr an der alten Eiche, — genug, ich überstieg geduldig den Steg, erreichte den Garten und saß bald umgekleidet und in Ruhe an meinem Schreibtische.

Daß mein Freund keine Lust und Neigung verspürte, sich eine Hausfrau in der vornehmen Welt oder

unter der Geldaristokratie zu suchen, war mir in Folge seiner Natur und Stellung leicht erklärlich. Er war so schlicht und paßte so wenig in die strengeren gesellschaftlichen Formen, und sein eigenes Vermögen, das sicher und bedeutend war, genügte allen seinen Forderungen an des Lebens Genusse. Daß er sich jedoch bei seinem gesunden Urtheil und natürlichen Gefühl auf solche Abwege verirrt hatte, worauf ich ihn wandeln sah, das wunderte mich, obgleich ich oft im Leben erfahren hatte, daß die besonnensten und klügsten Männer den Schein für die Wirklichkeit genommen. War Charlotte eine Frau für ihn? — — Ich zählte die Stunden bis zum Rendezvous an der alten Eiche.

Man rief mich zu Tische. Arthur sah gedankenvoll aus und betrachtete mich mit Blicken, die große Lust zum Fragen verriethen; die Gegenwart der anderen Herren aber, außergewöhnliche Tischgesellschaft, verhinderte ihn daran. Als diese sich endlich entfernt hatten und wir im Garten unter einer Veranda beim Kaffee saßen, bestürmte mich Arthur mit seinen ungeduldigen Fragen, wie Charlotte mir gefalle.

So gut es gehen wollte, vermied ich alle bestimmte Antworten. Ich berief mich darauf, daß man ja bei einer so flüchtigen Bekanntschaft nicht im Stande sei, sich einen bestimmten Begriff von dem Werthe eines Menschen zu bilden, und also auch kein gerechtes Ur-

theil zu fällen vermöge; daß mein Geschmack im Ganzen genommen ein absonderlicher und schwer zu befriedigender sei und daß man über Geschmackssachen nicht disputiren könne. Ich sagte: „Wenn ich diese Dame noch einige Male gesehen und mit aller Ruhe und Gemächlichkeit mit ihr gesprochen haben werde, will ich mein Urtheil gern so ehrlich und aufrichtig fällen, als ob es meine eigene Angelegenheit wäre. Mehr kannst Du ja nicht verlangen. Doch für jetzt mußt Du mich wirklich entschuldigen!"

In seinen Erwartungen sichtbar getäuscht, starrte Arthur mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, fuhr ich fort: „Erzähle mir, wo Du den ganzen Vormittag gewesen."

„Bester, ich bin betriebsam," antwortete Arthur. „Ich bin bei der Ziegelei gewesen und habe sie in Arbeit gesetzt; ich habe mich überzeugt, daß es mit dem Bau der Wassermühle zu langsam geht."

„Und hast Du nicht auch die alte Karen besucht?" fuhr ich fort.

Was weißt Du von der alten Karen?" rief er lachend.

„Du siehst, ich fange an, die Gegend und ihre Bewohner ohne Dich kennen zu lernen; die Karen ist mir schon eine so interessante Person geworden, daß ich, ehe

ich ihre Bekanntschaft mache, wohl aus Deinem Munde etwas Näheres über sie erfahren möchte."

„Wohl," antwortete Arthur mit einem leichten Anfluge von Schüchternheit, „Du magst es mir nun glauben oder nicht, ich betrachte die alte Frau als — ja, als etwas von dem Besten, das hier auf dem Gute zu finden ist. Ihr Mann war Holzvogt und Jäger in meines Vaters Diensten. Ich könnte Dir, wenn Du Lust hast, mir zuzuhören, die Geschichte ihrer Verheirathung, die nicht so ganz hausbacken ist, erzählen. Soll ich?"

„Es wird mir sehr lieb sein, sie zu hören!" antwortete ich, „laß uns aber drinnen auf dem Divan Platz nehmen und eine neue Cigarre anzünden!"

Als dies geschehen war und ich mit einem Blick auf meine Taschenuhr die Stunden gezählt hatte, die mir bis zur Einnahme meines Postens bei dem Stelldichein übrig blieben, begann er:

„Karen's Eltern waren arme Leute, die ein kleines Haus mit zugehörigem Grundstück bewohnten, welches eine halbe Meile von hier am nördlichen Ende meines Thiergartens liegt. Die Frau war strebsam und fleißig daheim und der Mann nebenbei auch Wildhüter, so daß sie sich verhältnißmäßig recht gut standen. Sie hatten nur ein Kind, eben die Karen. Da sie Beide sehr mäßig lebende und gottesfürchtige Leute waren, und gelernt hatten, was sich in einer Dorfschule erlernen läßt, Lesen,

Schreiben, Rechnen und Religion, so unterrichtete die Mutter selbst das kleine Mädchen, so gut sie konnte; und als die Zeit kam, wo das Kind vorschriftsmäßig die Schule besuchen mußte, wachten die Eltern darüber, daß es nichts versäumte. Karen war selbst fleißig und eifrig, erwarb sich die Zufriedenheit Aller und erhielt ein Prämienbuch nach dem andern. So wurde sie denn konfirmirt und galt unter den jungen Mädchen ihres Alters für die Erste, als sie, wie alle Bauerntöchter, am Schlusse des vierzehnten Jahres „fertig" war. Dies Alles machte sie nun bei Hohen und Niedrigen sehr beliebt; was jedoch nicht am wenigsten dazu beitrug, ihr die Gunst Aller zu verschaffen, war ihre Schönheit. Sie soll ungewöhnlich hübsch gewesen sein, und alte Leute sprechen noch mit Entzücken davon. Die schöne, kleine Karen wurde denn auch einmal als so eine Art Wunderthier hier auf den Hof gebracht, und meine Mutter wurde gleich von ihrem Aeußern, wie von ihrem netten Betragen so eingenommen, daß sie sich entschloß, sie in ihren Dienst zu nehmen. Die vornehmen Leute, weißt Du wohl," setzte Arthur mit einem Lächeln hinzu, „lieben es, etwas Apartes um sich zu haben. In älteren Zeiten wählten sie dazu häßliche Zwerge, bucklige Narren, oder wohl gar Bären und andere wilde Thiere. Genug, Karen blieb hier auf Stighof, erst als ein höchst überflüssiges Individuum,

bald aber machte sich ihre gute Natur und ihre Lust zum Arbeiten geltend. Es wurde ihr immer mehr anvertraut. Als sie in der Küche und in der äußern Haushaltung Alles durchgemacht und erlernt hatte, was zu erlernen war, avancirte sie, da auch ihre Aufführung in jeder Beziehung sittlich war und ihr ganzes Wesen etwas natürlich Graziöses hatte, in kurzer Zeit zur aufwartenden Lieblingsdienerin meiner Mutter, jedoch unter der Bedingung, daß sie nie ihre Bauerntracht verändern dürfe, was auch ganz dem richtigen Urtheil des Mädchens entsprach. Meine Mutter, mußt Du wissen, war sehr patriotisch gesinnt und fand, daß die Tracht der Frauen in unserer Gegend schön und den kräftigen Gestalten angemessen sei, die so höchst erbärmlich aussehen, wenn sie auf den Einfall kommen, sich nach französischer Mode mit Hut und Shawl zu kleiden. Ja, ich habe sogar gehört, daß meine Mutter, als sie einst als noch junge Frau nach der Landessitte aufgefordert war, das Kind eines Bauern über die Taufe zu halten, sich selbst in der Kirche in dieser kleidsamen Bauerntracht zeigte, zum großen Verdruß der andern Dame, die die Taufhaube hielt, aber zu ebenso großer Freude der Bauern. Nun gut! Meine Eltern hatten die Gewohnheit, beinahe die Hälfte des Jahres bis zu Anfang Oktober hier auf dem Gute zu verleben; im Winter wohnten sie in Kopenhagen, wo mein Vater ein schönes Haus besaß,

und nahmen dann an den Zerstreuungen der Hauptstadt und des Hofes Theil. Unter den Dienstboten, die ihnen nach der Stadt folgten, war natürlicherweise Karen; meine Mutter konnte sich nicht von ihr trennen. Sie war in Folge dessen auch in einem an die Schlafstube meiner Mutter stoßendes Zimmer einlogirt, welches zugleich einen Ausgang nach einer Hintertreppe hatte. Meine Eltern bewohnten die Beletage des Hauses; das zweite Stockwerk war an einen alten, pensionirten Oberst vermiethet und Parterre residirte ein damals sehr berühmter und geschickter Arzt, der auch der Hausarzt meiner Eltern war. Dieser Herr war nach der sehr genauen Beschreibung einer meiner alten Tanten — ich glaube fest, daß sie sich im Grunde sehr für ihn interessirte! — ein großer, schöner Mann mit rothen Haaren, die ihm jedoch gar nicht so übel standen. Er war ein Meister in seinem Fache, hatte ein gewandtes Benehmen und große Weltkenntniß, war witzig und munter, wohlthätig und splendid, führte ein großes Haus, kleidete sich mit ausgesuchter Eleganz, ward von Reichen und Vornehmen schmeichelhaft behandelt, war aber im Uebrigen, wie meine Tante sich ausdrückte, „ein lockerer Zeisig". Was sie unter einem „lockern Zeisig" verstand, war mir ja damals nicht so recht klar; Du begreifst wohl, was sie meinte?"

Ich nickte stumm; denn, aufrichtig gestanden, mich interessirte die Erzählung noch nicht im mindesten.

Arthur fuhr fort: „Der Doktor war in Folge seiner Stellung und seines Geschäfts ein täglicher und fleißiger Gast meiner Eltern, selbst dann, wenn Niemand krank war. Um so mehr mußte das der Fall sein, als meine Mutter, anderthalb Jahre nach ihrer Heirath, im Herbst in Kopenhagen mit einer Tochter niederkam, die gleich nach der Geburt so schwach war, daß man ihre kurze Lebensdauer leicht voraussehen konnte. Nachdem sie ein kümmerliches, krankhaftes Dasein gefristet hatte, starb sie denn auch sehr bald. Meine Mutter, die noch sehr schwach war, wurde aus Kummer hierüber ernsthaft krank und mußte lange Zeit hindurch das Bett hüten. In dieser ganzen Zeit waren Karen und der Arzt Tag und Nacht mit der Pflege der Kranken beschäftigt; alle die Anordnungen, die er traf, wurden von ihr entgegengenommen und ausgeführt; ihren Angaben des Verlaufs der Krankheit lauschte er, ihre ängstlichen Blicke strebten seine Gedanken zu errathen, und ihr frohes, dankbares Lächeln antwortete ihm, wenn er ein günstiges Urtheil fällte oder eine frohe Hoffnung äußerte, und Karen war so entzückt und vergaß sich selbst so ganz, als er erklärte, meine Mutter sei außer aller Gefahr, daß sie im Beisein der Kranken des Doktors Hand ergriff und küßte. — Nun gut! — Gegen Neujahr hatte meine

Mutter so ganz ihre Kräfte wieder gewonnen, daß sie wieder an allen Zerstreuungen der Gesellschaft Theil nehmen konnte, und mein Vater vergaß bei dieser Gelegenheit auch nicht seine Dienstboten. Es war überhaupt sein Prinzip, sie bei vorkommenden Gelegenheiten dadurch enger an die Familie anzuschließen, daß er ihnen das Wohlergehen derselben fühlbar machte, sowie sie auch die Sorgen und Beschwerden derselben mittragen mußten. Er ließ auch die Leute, die er um sich hatte, während ihres Aufenthalts in der Stadt all' die Freuden und Erheiterungen genießen, an die sie auf dem Lande gewöhnt waren. Es wurde also auch für sie ein kleines Weihnachtsfest arrangirt, wozu außer den Leuten des Hauses auch ihre Freunde und Freundinnen, sowie auch frühere, ausgediente Dienstboten eingeladen wurden. Unter diesen letzteren befand sich eine alte Frau, Namens Sophie, die auch den Namen der Kaffee-Sophie führte, weil sie häufig die Dienerschaft verschiedener Familien besuchte, sich mit Kaffee bewirthen ließ, aber auch zur Vergeltung ihr Geklatsch zum Besten gab. Diese Kaffee-Sophie genoß nicht des besten Rufes; man wollte wissen, daß sie sich damit befasse, für Geld Karten zu legen, aus dem Bodensatze des Kaffees zu wahrsagen, ja, böse Zungen schrieben ihr noch andere, noch weniger ehrenhafte Beschäftigungen zu. Als frühere Köchin einer meiner Großtanten war denn auch sie bei jenem Weih-

nachtsfeste zugegen, welches in der großen Stube, die der Dienerschaft als Versammlungszimmer überlassen war, gefeiert wurde. Nach dem Abendessen wurde ihnen eine große Bowle Punsch gebracht; Einige spielten Pfänderspiele oder erzählten allerlei Märchen, Andere spielten Puck um Nüsse."

„Damals waren die Dienstboten noch nicht so verfeinert, daß sie Whist oder Escarté zu spielen verstanden," schaltete ich mit einer Erinnerung an Kopenhagen ein.

„Unter Denen," fuhr Arthur fort, „die den Legenden der Kaffee-Sophie und Anderer lauschten, war auch Karen. Wie es nun leicht in solchen Versammlungen zu geschehen pflegt, kamen auch an jenem Abende Heiraths- und Liebesgeschichten, glückliche, wie unglückliche, und was damit in Verbindung steht, auf's Tapet, und die alte Hexe kramte bei dieser Gelegenheit ihre ganze Weisheit aus und besprach die Kunst, sich einen Geliebten zu erwerben, oder seinen zukünftigen Bräutigam erscheinen zu lassen, oder sich Kunde davon zu verschaffen, welchem Stande und welchen Verhältnissen er angehöre, wie er aussehe und was des Unsinns mehr ist. Du weißt," fügte Arthur belehrend hinzu, „daß die niederen Stände — und auch mitunter die höheren — viele solche Künste üben, indem sie geschmolzenes Blei in Wasser tröpfeln oder Wasser auf

Eiweiß gießen und es die Neujahrsnacht hindurch stehen lassen. Sie schließen dann, je nachdem sie sich einbilden, in den Figuren, die das Blei oder das Eiweiß bildet, eine Kanzel, einen Tisch, einen Pflug, einen Sarg oder Aehnliches zu erkennen, auf die Eigenschaften und das günstige oder ungünstige Schicksal des Zukünftigen. Zu dieser Art von Versuchen gehörte denn auch der, den Sophie als sehr sicher und unfehlbar anpries, um zu erforschen, wie der einer Jeden vom Schicksal Bestimmte aussehe. Das Mädchen sollte nämlich am Weihnachtsabend, wenn es gerade im Begriff stände, zu Bett zu gehen, um 12 Uhr ganz leise die Thür öffnen und herzhaft mit der rechten Hand in die Finsterniß hinausgreifen. Es würde dann einen Kopf erfassen und eine Hand voll Haare erbeuten, aus deren Farbe und sonstiger Beschaffenheit es dann durch Vergleiche ihre Folgerungen ziehen müsse. In dem Kreise, in dem dieses Alles mit gespannter Neugierde angehört und mit einem gewissen Grausen verhandelt wurde, war Karen die Einzige, die Nutzen daraus ziehen konnte, weil sie die Einzige war, die keinen Geliebten hatte; die Anderen waren alle wohl versorgt. Sophie wandte denn auch all' ihre Ueberredungsgabe an, um sie zu bestimmen, noch am nämlichen Abende eine Probe anzustellen und ihr Glück zu versuchen. „Ich habe es so oft gehört und ge-

sehen, und gewiß und wahr ist es, daß es nie fehlschlagen kann!" fügte sie mit ernster Miene hinzu und nahm eine Prise. Karen lachte und der ganze Kreis stimmte mit ein, und als sie in demselben Augenblick den Wagen der Herrschaft vorfahren hörten, gingen sie auseinander. Karen half der gnädigen Frau beim Auskleiden und nachdem sie die Nachtlampe angezündet hatte, begab sie sich nach ihrem Zimmer, welches, wie gesagt, nur durch eine doppelte Thür von dem meiner Mutter getrennt war. Sie war nicht schläfrig, wohl aber etwas erhitzt von dem vielen Geschwätz, Gelächter und Lärm; vielleicht hatte sie auch ein Getränk genippt, an das sie nicht gewöhnt war. Sie begann sich auszukleiden, indem ihre Gedanken in's Weite schweiften, ohne daß jedoch die Erzählung des alten Weibes sie ferner beschäftigte. Als sie aber ausgekleidet war und nun, wie sie es immer zu thun pflegte, untersuchen wollte, ob die Thür verschlossen sei, fiel es ihr doch plötzlich ein, daß es nun gerade die rechte Zeit und Stunde sei und daß sich ihr die beste Gelegenheit darböte, einen Versuch zu machen. Halb im Ernst und halb im Scherz legte sie die Hand an den Drücker. Da schlug es 12 Uhr. Schnell schob sie den Riegel zur Seite, öffnete die Thür leise und that einen herzhaften Griff in's Dunkel hinaus. Ganz richtig! Sie erfaßte einen Kopf, und indem sie mit größter Mühe ein gellendes

„Jemine!" unterdrückte, welches ganz natürlich gewesen wäre, zog sie entsetzt ihre Hand, die sie voller Haare hatte, schnell zurück und verschloß eiligst die Thür. Mit pochendem Herzen und bebenden Gliedern stützte sie sich an die Wand. Draußen auf dem Gange, wo es bis jetzt todtenstill gewesen war, entstand ein dumpfer Lärm, wie von Zweien, die schweigend auf Leben und Tod miteinander kämpfen. Endlich polterte etwas die Treppen hinunter, als ob Jemand gefallen sei, und kurz darauf war Alles still."

Ich gestehe, daß ich lachen mußte, als Arthur an diesem Theil seiner Geschichte angekommen war. Indessen erzählte er fort.

„Erst jetzt wagte es Karen, ihre Beute zu betrachten, die sie noch mit krampfhaft zusammengepreßter Hand festhielt. Es war ein kleines Büschel rother Haare! Es hatte ja allerdings beinahe den Anschein, als ob ihr bei dieser Gelegenheit der Glaube an das, was ihr gesunder Verstand und ihre Aufklärung verwerfen mußten, im strengsten Sinne des Wortes recht handgreiflich geworden sei; ihre bessere Ueberzeugung wurde bedeutend erschüttert und sie mußte sich wenigstens gestehen, daß sie selbst nicht recht wisse, was sie glauben solle. Im ersten Augenblick war sie deshalb gesonnen, die häßlichen Haare in den Ofen zu werfen. Hatte aber Sophie — dachte sie — nicht vorhergesagt,

wie es kommen werde? Und hatte sie nicht vollkommen Recht? Diese Haare müßten doch immerhin eine gewisse Bedeutung haben können, wenn auch die Sache auf eine natürliche Weise zu erklären sei. Nach diesen und anderen beruhigenden Betrachtungen wickelte sie die rothen Haare in ein Stück Papier und steckte sie in eine Kommodenschieblade, wo andere Kleinigkeiten aufbewahrt wurden. Sie legte sich alsdann die Frage vor: Kenne ich denn Jemanden, der rothe Haare hat? Und ihre Gedanken reisten auf's Land und besuchten jeden Hans und jeden Peter, den sie kannte. Aber nein! Keiner ihrer Bekannten trug diese sogenannte Judasfarbe. Da fuhr es plötzlich wie ein Blitz durch ihre Seele: Der Doktor! Von Schaam und Angst erfüllt, bedeckte sie mit beiden Händen ihr glühendes Gesicht. Ja, der Doktor hatte rothes Haar, war Junggesell und wohnte im Hause — er mußte es sein! Durch eine sehr natürliche Ideenfolge tauchte die Erinnerung an die lange Zeit in ihr auf, da sie ihn bei Tage und bei Nacht gesehen und gesprochen hatte; und alle die Scenen und Situationen, in welchen er figurirte, mußten Revue passiren und sich als scharf beleuchtete Schreckbilder in Reihe und Glied stellen. Sie konnte ihm zwar nichts Böses nachsagen, sein Benehmen war immer passend und geziemend gewesen, höchstens hatte er mitunter ihre Hand ergriffen, gleichsam, um

seinen Anordnungen mehr Nachdruck zu geben, oder mit den Fingerspitzen leicht ihr Kinn berührt, wenn er ihre genaue Beobachtung derselben lobte. Seine Augen jedoch — ja, die waren allerdings nicht so diskret gewesen; die hatten sie so eigenthümlich angeguckt; das war nicht zu läugnen. Dazu kam die Kritik über ihr eigenes Betragen, welches, wie es ihr jetzt schien, nicht vorsichtig genug, nicht ganz tadellos gewesen war; — namentlich fiel ihr der letzte, fatale Handkuß schwer auf's Gewissen. Derselbe war aber doch so unschuldig gemeint gewesen und durch eine so freudige Veranlassung herbeigeführt worden! Dies Alles fuhr nun dem Mädchen durch den Kopf und erweckte tausend Zweifel und Aengstigungen, bis es denn, von Müdigkeit und Abspannung überwältigt, unter dem Abendgebet einschlief.

Die Feiertage vergingen, ohne daß etwas vorfiel; in den darauf folgenden Tagen aber bemerkte die arme Karen in dem Benehmen ihrer Mitdiener gegen sie eine Veränderung, die sie angst und bange machte. Einige, die bisher dem erklärten Günstlinge der gnädigen Frau auf's Eifrigste geschmeichelt hatten, waren jetzt impertinent und anmaßend, Andere betrachteten sie schweigend mit einem spöttischen Grinsen; wieder Andere gutmüthiger, als Jene, warfen ihr mitleidige Blicke zu; nicht zu erwähnen, daß man in allen Ecken die Köpfe zusammensteckte, in ihrer Gegenwart flüsterte und

wenn sie darauf aufmerksam wurde, schwieg. Endlich brach das Ungewitter los. Eines Vormittags, nachdem sie schon mit der Toilette ihrer Herrin fertig war, ward sie wieder hereingerufen. Mit ernsthafter Miene, aber in mildem und nachsichtigem Ton hub meine Mutter an: „Ich höre nicht gern auf Geklatsch und schenke Angebereien keinen Glauben. Ich verlange, bevor ich urtheile, entweder unzweideutige Beweise oder das Eingeständniß des Angeklagten. Du weißt, Karen, wie viel ich von Dir halte und wie sehr ich Dir vertraue! Das habe ich Dir zur Genüge gezeigt! Ich will deshalb auch nicht glauben, was mir über Dich erzählt worden ist, und ich will hoffen, daß Du alle Verdächtigungen widerlegen kannst. Wer, wie Du, täglich so nahe mit mir in Berührung kommt, darf nicht dulden, daß sein Ruf befleckt werde. Sei nun nicht verzagt und antworte mir aufrichtig: Ist es wahr, daß der Doktor Dir nachläuft? Ist es wahr, daß er Dich Weihnachtsabend in Deiner Kammer hat besuchen wollen und daß Du ihn gesehen hast?" Obgleich sie vor Angst und Bestürzung bebte, konnte Karen doch mit ruhigem und gutem Gewissen diese Fragen dahin beantworten, daß sie nie bemerkt habe, daß der Doktor sich ihr genähert, als wo sowohl sein, wie ihr Beruf es erforderte, und dann immer nur in Züchten und Ehren, und daß, was die zweite Frage betreffe, weder er am Weihnachts-

abend in ihrer Kammer gewesen sei, noch sie ihn gesehen habe. Aus Scham über das kindische, alberne Experiment, und weil sie fürchtete, daß dieses sie in den Augen meiner Mutter zu lächerlich machen würde, verschwieg sie noch, was sie zu ihrer Vertheidigung nicht erforderlich hielt. „Es ist mir aber," fuhr meine Mutter fort, „gesagt worden, daß man in jener Nacht vor Deiner Thür einen lauten Lärm gehört habe, daß Du die Thür geöffnet habest, und dergleichen mehr. Man will wissen, daß der Doktor im Dunkel die Treppe hinuntergefallen sei, als er Dich eben verlassen habe. Gewiß ist, daß er gefallen ist und sich dermaßen gestoßen hat, daß er nicht im Stande gewesen ist, uns seine Aufwartung zu machen. Du mußt doch zum wenigsten etwas von dem Allen gehört haben." Nun konnte Karen nicht länger an sich halten; ihr gesundes Urtheil sagte ihr, daß sie einem so gerechten und milden Richter ohne Gefahr und mit der sichern Hoffnung, Glauben zu finden, Alles offenbaren könne, und unter vielen Thränen erzählte sie sodann ihr ganzes Abenteuer, von der Prophezeiung der alten Kaffee-Sophie an bis zum Schlusse. Meine Mutter macht bei diesem Bericht ein sehr ernstes Gesicht. „Du siehst daraus, Karen, daß man mit dergleichen thörichten Künsten, deren Nichtigkeit unzweifelhaft ist, nicht Scherz treiben darf. Hüte Dich also in Zukunft, darauf zu achten, was solche Personen, wie

diese alte Kaffee-Sophie, Dir erzählen. Sie taugt gar nichts, und ich werde ihr verbieten, hier öfter noch herzukommen. Laß mich gleich die Haare sehen!" Schluchzend ging Karen in ihre Kammer und holte das Papier, worin diese eingewickelt waren. Als meine Mutter es öffnete, sah sie ein Büschel rother, krauser Haare. Bei diesen Anblick klärte sich für einen Augenblick das Gesicht meiner Mutter auf; sie faßte sich aber und sagte, indem sie ihren Ernst und ihre Strenge bewahrte: „Ja, Karen, ich muß glauben, daß sich Alles verhält, wie Du gesagt hast! Diese Haare sind nicht des Doktors, das sehe ich wohl! Ein anderer Geck hat Dich bange machen wollen; suche nicht zu erforschen, wer er sei; es ist ja gleichgültig. Und nun versprich mir, daß Du Dich nie wieder mit solchen Narrenspossen befassen willst. Gehe jetzt! Zwischen uns soll Alles vergessen sein, und Andere" — sie meinte die übrigen Leute — „sollen wollen, was ich will!" Karen küßte gerührt ihre Hand und ging auf ihr Zimmer. Kaum hatte sie dieses betreten, als sie zu ihrem größten Erstaunen meine Mutter in ein, wie es schien, lange zurückgehaltenes Gelächter ausbrechen hörte.

Am selben Tage, wo sich dies zutrug und mein Vater eben in seinem Arbeitszimmer beschäftigt war, ward ihm gemeldet, daß ein Bote des alten Obersten, der, wie gesagt, das zweite Stockwerk des Hauses be-

wohnte, mit ihm zu sprechen wünsche. Derselbe trat ein und brachte ohne weitere Einleitung sein Anliegen vor. Ihm sei, sagte er, vom Obersten gekündigt worden, da dieser sich künftig auf die Aufwartung des Kammerdieners beschränken wolle. Es sei ihm indessen angeboten worden, so lange im Dienst zu bleiben, bis er sich durch irgend eine andere Anstellung einen ausreichenden Unterhalt gesichert habe. Er habe nach Ablauf seiner militärischen Dienstzeit als Jäger gedient, so lange der Oberst noch die Güter besessen habe, die er später verkaufte. Nun habe er erfahren, daß auf dem Gute meines Vaters der Posten eines Jägers und Holzvogts vakant sei, und da der Kammerherr ein Mann sei, mit dem man, wie er sich ausdrückte, gut fertig werden könne, so bitte er, ihn bei Besetzung jenes Postens zu berücksichtigen. Meinen Vater frappirte anfänglich die ausnehmende Häßlichkeit des Mannes; da jedoch in seinem Benehmen etwas so Bescheidenes ohne Kriecherei, etwas so Bestimmtes und Festes ohne Anmaßung lag, daß es für ihn einnahm, so versprach mein Vater, auf sein Gesuch Rücksicht zu nehmen. Sein Versprechen war kein leeres; er begab sich noch an demselben Tage zum Obersten, der bettlägerig war, um sich von ihm genauere Mittheilungen in Betreff des Individuums zu erbitten. Nachdem der alte Herr unter seinen grünen Damastgardinen erst eine Zeitlang über

Podagra und die englischen Kaperschiffe, die ihn hinderten, zu billigen Preisen guten Champagner zu bekommen, gejammert hatte, konnte mein Vater endlich dahin gelangen, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Kaum hatte er den Jäger und sein Gesuch genannt, als der Oberst in Lobeserhebungen ausbrach. „Ach, mon cher!" sagte er, „wäre ich nur etwas reicher, so bekämen Sie ihn auf Ehre nicht! Ich kann aber nicht so viele Leute halten; auch wüßte ich nicht, was ich ihnen zu thun geben sollte. Ich jage in diesem Leben nicht mehr und besitze nichts, wonach ich jagen könnte! Dietrich ist eine wahre Perle! Er ist treu, wie Gold, und versteht sein Handwerk, wie Wenige. Der einzige Fehler — wenn man es einen Fehler nennen darf —, den ich an ihm kenne, wäre denn der, daß er zu den Heiligen gehört, wie man sie nennt. Das kann ich aber mit Wahrheit behaupten, daß er kein Heuchler ist. Seine Frömmigkeit ist ehrlich gemeint; sie trägt ihre guten Früchte und inkommodirt Niemanden. Ich habe ihn z. B. nie über die Welt oder Personen moralisiren hören, was ja sonst das Steckenpferd ist, das seine Glaubensgenossen à merveille reiten. Auch ist er kein Duckmäuser, sondern weiß sich vernünftig und gut in jeden Verkehr und in jedes Verhältniß zu schicken. Aber er ist allerdings häßlich, wie der leibhaftige Teufel. Fürwahr, Herr Kammerherr, werden Sie es aushalten können,

ihn anzusehen — ich weiß, Sie sind connaisseur und in dem Kapitel etwas eigen — so stehe ich dafür ein, daß Sie keine bessere Wahl treffen können! Ich füge hinzu, daß Sie sich mir in hohem Grade verpflichten würden; ich werde mich über sein Schicksal beruhigen, wenn ich ihn in guten Händen weiß, — ja, in den besten, die ich kenne!" Diese letzten Worte begleitete der Oberst mit einem graziösen Lächeln. Auf seine Empfehlung wurde also Dietrich angenommen, und ein paar Tage später verließ er die Stadt, um seinen neuen Posten anzutreten. Die Lobeserhebungen seines früheren Herrn hat er jederzeit gerechtfertigt. Die fortwährende unverminderte Gunst, in der Karen bei meiner Mutter stand, und die besondere Gewogenheit, die ihr vielleicht absichtlich gerade jetzt gezeigt wurde, brachten bald Alles in den gewohnten guten Gang. Alle Andeutungen, spöttische Mienen und andere Unarten, die eine Zeitlang das arme Mädchen gequält hatten, verschwanden, doppelte Demuth und Freundlichkeit traten an ihre Stelle und sie war ruhig und zufrieden. Im Frühling — — aber ich glaube, Du schläfst?" unterbrach Arthur seine Erzählung, „es langweilt Dich gewiß?"

„Keinesweges," antwortete ich höflich; ich sehne mich nur nach Aufklärung und Auflösung!" Dabei sah ich auf die Uhr, um die Zeit zu zählen, die mir

noch bis zur Rekognoscirung der Eiche vor dem Stelldichein übrigblieb.

„Im Frühling," fuhr Arthur fort, „kehrten meine Eltern hierher zurück. Eines schönen Morgens im Sommer trat mein Vater lachend zu meiner Mutter in's Zimmer. „Was meinst Du wohl, Amalie," sagte er, „ich komme hier als Brautwerber, und zwar für den Jäger Dietrich, den ich diesen Winter in Dienst nahm — nun, Du weißt, der in der Holzvogtswohnung an dem schönen Kleinsee wohnt. Dieser Dietrich kommt heute zu mir und vertraut mir höchst feierlich seine Herzensangelegenheit mit der Bitte an, mich für ihn zu verwenden, erst bei Dir, von der er annimmt, daß die Entscheidung hauptsächlich abhängt, und dann bei dem Mädchen selbst. Und erräthst Du nun, wer das Mädchen ist? Natürlicherweise Deine eigene Leibgarde, Deine Karen!" Der Vater faßte Alles zusammen, was für und gegen seinen Kandidaten sprach. Namentlich mußte er eingestehen: „Ich läugne nicht, daß sein erster Anblick mich abstieß. Er ist sehr lang, knochig, stark gebaut, hat lange Arme und ungeheuer große Hände und Füße; dabei ist er sehr behende und beweglich. Sein Gesicht ist eine Elle lang, blaß und voller Sommersprossen; der Ausdruck jedoch ist ein Gemisch stiller Frömmigkeit und strenger Festigkeit, das nicht unangenehm ist. Das Schlimmste ist doch immer sein feuerrothes Haar!" —

„Was sagst Du? Hat er rothes Haar?“ rief meine Mutter erstaunt. — „Ja, ganz rothes, krauses Haar!“ antwortete lachend mein Vater. „Doch warum ist Dir das so auffallend?“ — Nach kurzem Besinnen erzählte meine Mutter ihm zu seinem großen Ergötzen die ganze tragikomische Begebenheit vom Weihnachtsabend und schloß mit den Worten: „Du begreifst, welche Mühe es mir kostete, den Anstand und die mit meinen Ermahnungen stimmende Würde zu bewahren, als mir die arme Karen ganz zerknirscht gestand, sie fürchte, die rothen Haare, die sie mir zeigte, dem Doktor ausgerissen zu haben. Ich wußte nur zu gut, daß, wenn ihre kräftige Hand dort angefaßt hätte — —“ „So würde sie den ganzen Plunder behalten haben!“ fiel ihr mein Vater laut lachend in die Rede, „sintemal er eine Perücke trägt! Nun freilich, das hat sie nicht sehen können?“ — „Ich glaube es nicht,“ sagte meine Mutter, „ich kann es nicht glauben! Dann hätte sie mich belogen. Es ist nicht möglich!“ — „Ja, sieh zu, daß Du damit in's Reine kommst; denn wenn sie ihn gar nicht kennt, gewinnt ja die Geschichte an Wunderbarkeit! Bekommt sie nun den zum Mann, dessen Hauptschmuck sie in jener Nacht durch das mystische, dämonische Experiment eroberte, so hat ja doch das unheimliche Weib, die Kaffee-Sophie, Recht gehabt, so bewährt sich ja diese teuflische Kunst! Rufe nun Karen

gleich herein und sage ihr, was Du für passend hältst; aber dann laß sie die Sache mit dem Freier selbst abmachen!"

Gesagt, gethan. Mein Vater ging; Karen wurde zu meiner Mutter gerufen, die ihr in wenigen Worten mittheilte, daß sich ein Freier angemeldet habe und wer es sei, und sie dann, indem sie das Gesicht des Mädchens scharf beobachtete, fragte, ob sie ihn kenne oder jemals gesehen habe. Karen beantwortete diese Fragen ohne die mindeste Verlegenheit. Sie gestand, daß sie von diesem Manne wisse, daß er mit ihr in Kopenhagen in einem und demselben Hause gedient habe und jetzt auf dem Gute sei, erklärte aber zugleich, daß sie nie mit ihm gesprochen oder ihn auch sonderlich beobachtet hätte. Wenn die gnädige Frau und der Herr es wünschten und dazu riethen, so könne sie ja gern mit ihm reden. Dies Alles sagte sie mit ruhigem Gesicht, ohne Bewegung und mit der unschuldigsten Miene, so daß meine Mutter unmöglich ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen konnte. Sie schickte Karen in die sogenannte grüne Stube, wo der ernsthafte Freier geduldig gewartet hatte. Mit gerötheten Wangen, und ohne die Augen aufzuschlagen, trat Karen zu ihm hinein und blieb verlegen dicht bei der Thür stehen. Dietrich trat zu ihr heran und eröffnete ihr freundlich, aber ernsthaft und trocken sein Anliegen. Er hielt sich nur

an die Vernunftgründe. Da erhob Karen ihre verschämten Augen, um doch endlich einmal den zu sehen, dem sie eine so entscheidende Antwort geben sollte; kaum aber erblickte sie seine rothen Haare, als ihr ein lauter Schrei entfuhr und sie ihre Hand, die er mittlerweile erfaßt hatte, zurückzog, indem sie ihn mit entsetzten Blicken anstarrte. Ohne den Widerwillen, den sein Aeußeres hervorgerufen zu haben schien, zu beachten oder sich davon einschüchtern zu lassen, fuhr Dietrich fort, zu Gunsten seines Antrags zu sprechen, und er sprach so gut, daß er Karen endlich dazu vermochte, sich einige Tage zu bedenken. Als diese verflossen waren und sie sich mit ihrem Herzen — richtiger wohl mit ihrem gesunden Verstand, — mit Freunden und Verwandten und mit dem Himmel berathen hatte, gab Karen ihr Jawort. Mein Vater, der in allen Dingen, die er unternahm, resolut war, besorgte ihr eine hübsche Aussteuer, und nach Ablauf eines Monats fuhr Karen als Dietrich's Ehefrau hier vom Hofe, wo die Hochzeit mit allem möglichen Pomp und in der lustigsten Weise gefeiert war, nach der schönen Holzvogtswohnung am Kleinsee.

„Nun, und die rothen Haare?" fragte ich, als Arthur eine Pause machte. „Wie war's denn damit?"

„Laß uns erst eine neue Cigarre nehmen! Dann soll die Aufklärung folgen."

Ich that, wie er. Kaum hätte ich geglaubt, daß seine Geschichte im Stande gewesen wäre, meine Ungeduld auf die siebente Stunde durch ein neues Interesse zu unterbrechen.

3.

„Am Tage nach ihrer Hochzeit,“ erzählte Arthur weiter, „war Karen damit beschäftigt, einige Sachen in einer großen Kommode zu ordnen. Dietrich hatte sich angekleidet, um an seine Arbeit im Walde zu gehen. Bevor er ging, trat er zu seiner jungen Frau, um ihr Lebewohl zu sagen, und indem er mit ihrer Hand spielte, legte er sie an seine Wange und ließ sie über seinen Kopf gleiten. „Du magst wohl diese rothen Haare nicht leiden?“ sagte er lächelnd, „und doch kennst Du sie so gut!“ — Als Karen verlegen schwieg, fuhr er fort: „Ja, siehst Du, Karen, das muß ich Dir doch, ehe ich gehe, erzählen. Setze Dich!“ Und er setzte sich selbst auf einen Stuhl und nahm sie auf den Schooß. „Als ich vor einem Monat beim Kammerherrn um Erlaubniß bat, mich um Dich bewerben zu dürfen, und als ich dann am nämlichen Tage mit Dir selbst sprach, da sagte ich nur, daß ich wünschte und hoffte, in Dir eine gute und verständige Ehefrau zu

finden und eine solche, die zugleich ein Bischen erübrigt habe; ich sagte aber, wie Du Dich erinnern wirst, kein Wort davon, daß ich Dich so hübsch finde und so innig lieb habe. Das sage ich Dir erst jetzt! Ich diente, wie Du weißt, bei dem alten Obersten in demselben Hause, in dem Deine Herrschaft wohnte, hielt mich aber, so viel möglich, von den übrigen Dienstboten des Hauses zurück; denn sie waren nicht nach meinem Sinne, sie waren mir viel zu weitläufig und führten oft loses Geschwätz. Das mochte ich nun weder sehen, noch hören, noch daran Theil nehmen. Das erste Mal aber, als ich Dich sah, da war es mir, als ob der liebe Gott mir selbst gesagt hätte: Das ist sie, die Dich glücklich machen und die Dich auf dem rechten Wege halten soll! Während ich mit dem Gedanken herumging, hatte ich einstmals ein Gespräch mit des Doktors Johann, den Du ja wohl gesehen hast. Es war ein lustiger Kumpan, aber ein loser Strick. Er machte immer Späße mit mir, weil ich so ernsthaft war und nicht seine Wege wandelte; von Herzen war er eigentlich nicht schlecht, aber nur leichtsinnig und verdorben. Wie der Herr, so der Diener! Dieser Johann kam denn auch darauf zu sprechen, daß er zu einem Weihnachtsfeste bei den Dienstboten Eurer Herrschaft eingeladen sei, und sagte bei dieser Gelegenheit: „Dann kann ich auch einmal mit dem hübschen vor-

nehmen Bauernmädchen, der Karen, sprechen!“ Ich muß wohl bei dieser Bemerkung die Stirn ein wenig gerunzelt haben, denn er fuhr fort: „Ja, werdet nur nicht böse! Ich werde ihr nichts zu Leide thun! Ich weiß ja, daß Ihr nur immer an sie denkt und Euch nach ihr erkundigt! Aber nehmt Euch ein wenig in Acht, Ihr habt vornehme Nebenbuhler!“ Ich drang in ihn, mir mehr zu sagen, und es bedurfte denn auch keiner großen Ueberredung, um seine leichtfertige Zunge in Gang zu bringen. Er vertraute mir, daß sein Herr, der Doktor, sterblich in Dich verliebt sei, aber aus Rücksicht gegen Deine Herrschaft nicht wage, einen so geraden Weg nach dem Ziele seiner Wünsche einzuschlagen, als er es sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflege. Er habe deshalb das alte Weib, die Kaffee-Sophie, deren Dienstwilligkeit er öfter in solchen Angelegenheiten benutzt habe, holen lassen und ihr eine gute Belohnung versprochen, wenn sie Dich auf eine gelinde Weise bewegen könne, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten, oder wenn sie ihm wenigstens die Gelegenheit verschaffe, ein Verständniß einzuleiten. Darauf sei die Hexe eingegangen und sei den Tag darauf (gerade Weihnachtsabend) zum Doktor gekommen, um ihm zu sagen, daß sie wohl glaube, Dich verlocken zu können, Deine Thür zu öffnen, wenn er Punkt 12 Uhr vor derselben auf dem Korridor sein

wolle. Wie sie Dich dazu bewegen wollte, wußte er nicht zu sagen. Als ich dies Alles gehört hatte, ging ich fort, anscheinend ruhig; aber in meinem Innern kochte es wie Schwefel und Pech. Ich beschloß, Dich vor einem Ueberfalle — denn als einen solchen betrachtete ich das Ganze — zu sichern; es fiel mir in meiner Einfalt gar nicht ein, an die Möglichkeit zu glauben, Du könntest schuldig sein. Am Abend um 12 Uhr nahm ich meinen Posten in der Wandvertiefung, die, wie Du weißt, neben Deiner Kammerthür war, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Drüben in der Bedientenstube hörte ich Gesang, lautes Lachen und Scherzen. Kurz darauf kamst Du und gingst dicht an mir vorüber; ich erinnere mich genau, daß Du leise vor Dich hinsangst, und als Du den Thürschlüssel, hervorzogst, konnte ich hören, daß Du Nüsse in der Tasche hattest. Als Du hineingegangen warst und einige Minuten verstrichen waren, hörte ich Jemand die Treppe heraufschleichen. Es war der Doktor, der in Filzschuhen so leise, wie möglich, herankam. Er stellte sich an Deine Thür und bückte sich, um durch's Schlüsselloch zu gucken. Auch ich bückte mich leise, um seine Bewegungen zu beobachten, ohne indessen einen Schritt zu thun, als im nämlichen Augenblick die Uhr zwölf schlug, Deine Thür schnell geöffnet ward und eine Hand — Deine Hand — einen tüchtigen Griff in meinen krausen Schopf that,

worauf die Thür im Nu wieder zugeschlagen und verschlossen ward. Was das zu bedeuten habe, war mir ganz klar, da ich dieses abergläubische Wesen der Ammenmärchen kenne. Zwar that es mir ein wenig weh, daß Du Dich mit solchen Dingen befaßtest, ich glaubte jedoch den deutlichsten Beweis Deiner Unschuld hinsichtlich des Doktors darin zu sehen, und das Urtheil aller Menschen über Dich war ja noch dazu ein so günstiges, Und dann — daß Du just durch einen so sonderbaren Zufall dazu kommen mußtest, in meine Haare zu greifen, das, ich gestehe es mit Scham, freute mich und befestigte in mir den Glauben, daß Du für mich bestimmt seiest. Ich konnte diesen Gedanken nicht von mir abwehren und tadelte mich doch deshalb. Was den Doktor anbetrifft, so faßte ich ihn um den Leib, gerade als er Miene machte, die Hand an den Drücker zu legen. Er wehrte sich schweigend und tapfer; ich habe aber nicht umsonst diese großen Fäuste, und ich rollte ihn so leicht wie ein Knäuel Bindfaden die Treppe hinunter, stieg selbst mit langen, lautlosen Schritten in meine Dachkammer hinauf nnd schlief mit dem Bewußtsein, eine gute That begangen zu haben, ein. Du faßtest mich aber damals ganz gehörig beim Schopf, Karen! Du rissest mir wohl einen ganzen Wald von Haaren aus?"

Karen suchte lächelnd in ihrer Schieblade und zog

ein Stück Papier hervor. „Sieh, hier sind sie!" sagte sie. „Ich war wirklich erst besorgt, es seien des Doktors Haare; er war damals der einzige Rothhaarige, den ich kannte. Die gnädige Frau sagte aber, es seien nicht die seinigen!" — „Nein", sagte Dietrich, wider Gewohnheit laut lachend, „darin hatte sie Recht; denn Du würdest ihm mit diesem kräftigen Ruck die ganze Geschichte heruntergerissen haben! Weißt Du denn nicht, daß er eine Perrücke trägt?" — „Ach," sagte Karen, „darum brach die gnädige Frau in ein so helles, ausgelassenes Gelächter aus, als ich so betrübt und verdutzt ihr Zimmer verließ! Ich konnte nicht begreifen, weshalb sie so lache. Ich werde ihr nun das Ganze erzählen; das darf ich ja wohl? Für mich selbst ist es ja auch gut, daß Du mir das Räthsel gelöst hast, denn sonst müßte ich fast an das Uebernatürliche glauben und beginge dann eine Sünde!" — „Vergiß das!" fuhr Dietrich fort. „Du thatest es ja nur aus Scherz und in Ausgelassenheit; überdies hat ja Gott Alles zum Besten gewandt. Denn wohl sagt man, daß Ehen, die durch solche teuflische Künste eingeleitet und geschlossen sind, selten glücklich werden, sondern im Gegentheil ein trauriges Ende nehmen. Aber das soll eine Lüge werden, so wahr ich Dietrich heiße!" — Darauf gab er seiner Frau einen Kuß und ging an seine Arbeit. Er hielt Wort als ein braver Mann, und sie führten ein

Leben, daß Gott und Menschen sich darüber freuen mußten.

Im nächsten Frühjahr, als meine Eltern noch in der Stadt waren, kam Karen mit einem todtgeborenen Kinde nieder. Zur selben Zeit kam ich zur Welt. Da meine Mutter sehr schwach war, überredete man Karen, meine Amme zu werden. Sie kam zur Stadt, reiste später mit uns in's Ausland, und erst als ich zwei Jahre alt war, verließ sie unser Haus und blieb in dem ihrigen. Daß Karen meiner Mutter erzählte, wie es mit den rothen Haaren zusammenhinge, begreifst Du. Es war ja eine Rechtfertigung ihrer selbst, die sie nicht versäumen durfte. Von meiner Mutter und Karen hatte meine Tante das Abenteuer, und die hatte hat es mir oft erzählt. Ist es nicht ganz unterhaltend?"

Ich beeilte mich, zu antworten: „O gewiß!" Denn ich war, aufrichtig gesagt, sehr nahe daran, einzuschlafen. Aber es war sehr warm im Zimmer.

„Dietrich ist vor langer Zeit gestorben," setzte Arthur rasch hinzu, „und seine Wittwe bewohnt jetzt ein kleines Haus am Walde, welches ich für sie eingerichtet habe und wo ich sie, so oft ich kann, besuche und mit ihr plaudere. Sie ist mir innig ergeben, und" — fügte er mit liebenswürdiger Bescheidenheit hinzu — „für mich verständig und gebildet genug. Sie gehört zu den wenigen Menschen, die zu mir aufblicken."

„Lebt sie dort ganz allein?“ fragte ich.

„Nein, sie hat natürlicherweise ein Mädchen bei sich. Allein! nein, sie empfängt wahrlich oft Besuch. Des Predigers kleine Martha ist ihr täglicher Gast und bei ihr wie zu Hause. Sie bringt ihr Bücher, liest ihr vor, macht sich im Garten zu thun, schwatzt mit ihr über Allerlei und hat tausend Dinge vor. Sie ist ein vergnügliches, kleines Ding; ich treffe sie oft dort und vermisse sie, wenn sie nicht da ist. Es ist gerade, als könne es gar nicht anders sein. Ich kann so prächtig mit der freundlichen kleinen Dirne sprechen, obgleich sie mitunter auf den Einfall kommt, mich foppen zu wollen. Das thut aber nichts, denn sie läßt sich auch über ernsthafte Dinge mit mir aus, und obgleich sie noch so ganz jung und fast ein Kind ist, so kann sie mir doch so Vieles sagen, was ich nicht weiß.“

„Sie ist ein unbedeutendes Ding!“ sagte ich gähnend.

„Findest Du das?“ fuhr er mit einem gewissen Eifer auf. „Da muß ich Dir doch sagen, daß ich Dir einen bessern Geschmack zugetraut hätte. Versteht sich, eine so brillante Schönheit, wie die Schwester, ist sie nicht, und sie ist wohl auch nicht völlig so klug; aber sie ist klug genug und dabei die Güte und Milde selbst. Laß sie erst ein paar Jahre älter sein, dann sollst Du sehen!“

„Ja, Du hast vollkommen Recht,“ sagte ich ernst,

„es war auch nur mein Scherz! Nein, im Vertrauen, ich finde sie in jeder Beziehung niedlich und liebenswürdig, vielleicht viel mehr, als Du, und, so alt ich auch bin, so könnte ich doch versucht sein, zu sagen, daß ich einen Schuß bekommen habe, den ich vielleicht nie verwinden werde. Sie hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht, den ein Weib beim ersten Zusammentreffen auf einen Mann machen kann. Sie wäre gerade eine Frau für mich!" fuhr ich mit größerer Wärme fort; „ich bin reich genug, ihr eine recht angenehme Stellung im Leben anzubieten, und was mein Aeußeres und mein Alter betrifft — —"

Arthur sah mich mit großen, zweifelhaften Augen an, trat zu mir heran und faßte einen meiner Rockknöpfe: „Es ist ja doch wohl nicht Dein Ernst? Nein, das mußt Du Dir" — ein kräftiger Schwur begleitete diese Worte — „aus dem Kopfe schlagen, — das geht ja gar nicht an!"

„Warum nicht?" rief ich. „Was sollte da wohl im Wege sein? Der Unterschied im Alter ist ja doch der einzige Einwand, der hier billigerweise erhoben werden kann; und bei meiner guten Gesundheit und meinem jugendlichen Gemüth wird der Abstand immerhin kleiner erscheinen, als er wirklich ist. Meine Wohnung in der Stadt ist sehr gut eingerichtet und wenigstens für's Erste groß genug — —"

„Ach, ich glaube bei Gott, Du bist verrückt!“ rief Arthur mit purpurrothem Gesicht. „Sie ist ja überdies ein Kind!“

„Ein junges Mädchen von 18 Jahren,“ sagte ich mit großem Ernste, „und dazu mit Fräulein Martha's ruhigem Charakter und ausgebildetem Verstande, kann man kein Kind nennen. Je mehr ich mich in diesen Gedanken vertiefe,“ — fuhr ich mit einiger Schwärmerei fort, „je mehr entzückt er mich! Ein solches Mädchen muß das Haus in ein Paradies verwandeln können! Und wie ergötzlich wird es da nicht für uns Beide sein, im Sommer hier heraus zu kommen, um den Pastor und Dich und Charlotte hier auf dem Stighof zu besuchen und obendrein Dich Schwager zu nennen!“

„Ich hoffe, Hansen,“ sagte Arthur mit zitternder Stimme, „daß Du scherzest! Denn, wäre es Dein Ernst — —“

„Es ist mein Ernst,“ entgegnete ich mit Festigkeit, „daß dieser Edelstein nicht länger verborgen liege, daß dieses allerliebste Mädchen nicht länger allein auf dem Kirchwege wandle, sondern daß es einen Mann finde, der es liebt, kurz, einen Mann, der“ — — hier schlug ich mich mit vielem Pathos vor die Brust.

„Und ich,“ sagte Arthur im selben Ton, „ich finde Deine Rede und Dein Benehmen so höchst sonderbar — ja, so verkehrt, daß ich Alles thun werde, was ich

vermag, um Deine Pläne zu vereiteln, — verstehst Du das? Ich dulde nicht, daß Du dem armen Mädchen solche Schrullen in den Kopf setzest. Das kann ich nicht ruhig mitansehen."

„Nimm doch Raison an, Arthur! Ich bin, wie ich Dir sage, ganz für das Mädchen eingenommen. Wie, wenn ich nun auch dessen Herz gewinnen und seine Hand erhalten könnte? Das würdest Du doch wohl keine Schrullen nennen? Dem würdest Du Dich doch nicht widersetzen?"

„Ach was! Das ist nicht möglich! Das kannst Du nicht!" sagte Arthur ärgerlich. „Ich kann Dir nicht deutlich erklären, warum, — es ist ganz sonderbar — aber es kommt mir vor wie eine Unmöglichkeit, daß Martha es wollen, — es können sollte — —."

Er hielt inne, warf seine Cigarre weit in den Garten hinaus und sich selbst wieder auf den Divan.

„Ich will Deine Aeußerungen nicht als Beleidigung auffassen, obgleich ich es wohl könnte," fuhr ich in einem trockenen, mürrischen Tone fort; „es klingt aber meinem Ohre nicht sehr schmeichelhaft, wenn Du so bestimmt bezweifelst, daß eine Dame an meiner Persönlichkeit Gefallen finden könne."

„So ist es ja nicht gemeint!" sagte Arthur, als ob er mit sich selbst spräche. Er sah mich mit großen Augen an.

„Nun, wir wollen uns darüber nicht streiten," entgegnete ich. „Ich gehe jetzt hinauf, um auch die horizontale Lage auf meinem Sopha einzunehmen; das ist so gesund! Nachher, so ungefähr, um sechs, halb sieben Uhr, möchte ich gern mit Dir in den Wald spazieren gehen. Es ist so angenehm, nach dem heißen Tage unter dem grünen Schatten frische Luft zu schöpfen, — und dann habe ich ja nun auch Vieles mit Dir zu besprechen!"

Ich ging und überließ ihn seinen eigenen Betrachtungen. Während ich mich über die Symptome, die ich hervorgerufen zu haben glaubte und die eine Stimmung verriethen, welche ich benutzen konnte, in aller Stille freute, machte ich mich daran, einige Packete, die mir die Post gebracht hatte, zu öffnen. Unter anderen neuen Sachen, die der Buchhändler geschickt hatte, fand ich auch eine Probenummer einer neuen politischen Zeitschrift, deren Verbreitung in der Gegend, in der ich mich zur Zeit aufhielt, er mich zu fördern bat. Bei flüchtiger Durchsicht derselben stieß ich auf etwas, das meine Neugierde erregte, und bei genauerer Prüfung fand ich Aeußerungen und Zeichen, die in meinen jetzigen Umgebungen unter Umständen zu Diesem oder Jenem verwendbar sein konnten. Ich steckte das Blatt in meine Brusttasche und fiel in einen süßen Schlummer.

Nach 6 Uhr kam Arthur und weckte mich. Er sah

sehr ernsthaft, ja niedergeschlagen aus. Wir gingen miteinander durch den schattigen Garten, wo Alles in voller Blüthe stand, und waren bald im Walde. Wir schwiegen Beide, jedoch wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Gründen. Er war sich des seinigen wohl kaum bewußt. Ich wollte kein Gespräch anknüpfen, sondern ihn lieber ungestört dem Gedankengange überlassen, auf den ich ihn, wie ich hoffte, geleitet hatte. Ich ließ ihn schweigen und sein eigenes Innere prüfen, in welchem seinem Blicke vielleicht eine bis jetzt ihm unbekannt oder unklar gebliebene Seite eröffnet war. Er war so sehr in sich selbst vertieft, daß er sich von mir führen ließ, obgleich er es sonst war, der mich am Schlepptau hatte. Wir gelangten also, wohin ich wollte, und nach einigem Dämmern von einer Stelle zur andern befanden wir uns auf dem runden Platze vor „der alten Eiche".

Als ob ich da nie gewesen sei, äußerte ich meine Freude über die einsame Grasbank und den stillen Platz und fing den Baum zu untersuchen an. Als ich hinter denselben ging, fragte Arthur: „Was thust Du da? Gehst Du auf Entdeckung aus?"

„Ja wohl, das thue ich immer, und ich finde auch immer etwas! Schau her, was für eine prächtige Klause Du besitzest, die Du vielleicht gar nicht kennst?"

„Nun, freilich kenne ich sie! Ich habe mich hier

als Kind oft versteckt und Räuber gespielt," sagte er und trat zu mir in die Höhlung des Baumes, von wo man, wie schon bemerkt, durch die Spalten den ganzen Platz frei übersehen konnte.

Kaum befanden wir uns da, als wir ganz nahe Stimmen im Dickicht hörten.

Arthur wollte wieder hinaus, um zu sehen, wer es sei; ich aber hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Thue mir Spaßes halber den Gefallen, einen Augenblick hier bei mir stehen zu bleiben, und vor Allem versprich mir, zu schweigen und Dich ruhig zu verhalten!"

„Was soll das bedeuten?" fragte er verwundert.

Ich legte den Finger auf den Mund und lispelte: „Sieh! Sieh!"

Aus dem Dickicht hervor schlenderte Herr Rechtskandidat Peter, mit einer dicken Cigarre tief in den Mund gesteckt, den grauen Hut im Nacken und beide Hände in den Taschen des Paletots. Hinter ihm ging Charlotte. Sie hatte frische Toilette gemacht, woran mir namentlich eine hellblaue Jacke und ein hellblaues Kleid auffielen, wozu der große Strohhut mit den flatternden rothen Bändern ihr ziemlich auffallend stand. Diese Farbenpracht und die großen, schwarzen Haarbüschel an den Seiten gaben ihr das Aussehen eines

großen, fabelhaften Vogels. Sie steuerten Beide auf den großen Baum zu.

Der Kandidat warf sich auf die Grasbank und stützte sein gedankenschweres Haupt auf die eine Hand, während Charlotte den kleinen Platz auf der Kante einnahm, den er ihr übrig gelassen hatte. Ihre Unterhaltung drehte sich um einen statistisch-patriotischen Gegenstand. Es ging dabei nicht wenig über die Gutsbesitzer und den Adel her, die vor ihren Augen keine Gnade fanden. Während des Gesprächs bemerkte ich, daß Peter sich häufig auf die Behauptungen eines Publicisten berief, den er seinen Glaubensbruder nannte. Es entstand eine Pause.

Plötzlich erhob sich Peter aus seiner gemächlichen Lage und fragte:

„Nun, Charlotte, wie steht es jetzt mit Dir und dem Kammerjunker?"

Charlotte schlug die Augen nieder und entgegnete: „Du weißt, was ich Dir nach Kopenhagen geschrieben." Dann legte sie wie beschwichtigend die Hand auf seine Schulter.

Peter legte die Cigarre zur Seite und wälzte sich unruhig hin und her, zuletzt den Kopf aufstützend. „Ich weiß es," sagte er endlich, „daß ich Dir kein Loos anbieten kann, und verstehe vollkommen Deine Sehnsucht, endlich aus dem Vaterhause herauszukommen."

„Peter!“ sagte Charlotte, „ich werde darum nie aufhören — —.“

Ihre Lippen stockten. Ich mußte annehmen, daß sie ihm die Versicherung ihrer Liebe auch nach dem mit Arthur geschlossenen Bunde geben wollte. — Eine drückende Pause trat ein. Arthur's Hand zitterte in der meinigen.

„Und wie wirst Du es bei Deiner hohen geistigen Entwicklung und Deinem freisinnigen Streben ertragen können, von einer solchen Null, wie der Kammerjunker ist, abhängig, ja fast seine Sklavin zu sein?“ sagte endlich Peter.

„Das denk' ich nicht zu werden!“ antwortete Charlotte. „Der Mann ist biegsam, wie ein Grashalm.“

„Sage dumm, Charlotte,“ fiel Peter ergrimmt lachend ein. „Aber mit dummen Menschen ist oft kein Auskommen.“

Ich faßte Arthur am Arm; ich mußte besorgen, daß er seinen Berserkeranfall bekam.

„Und wer weiß noch,“ fuhr Peter fort, indem er die Cigarre wieder ergriff, die noch fortglimmte, „wer weiß noch, ob Du auf ihn rechnen kannst! Er hat ja eine Schüchternheit, als könnte er nicht Ja oder Nein sagen. Wenn ich die Fratze sehe — —.“

Peter machte einen Versuch, Arthur's Mienen und Geberden nachzuahmen; aber weder seine Gestalt, noch

sein Gesicht war für eine zutreffende Mimik geschaffen. Desto glücklicher war Charlotte. Sie war aufgestanden, näherte sich dem Vetter mit lächelnden Mienen und äffte den Bewegungen nach, die Arthur in seiner Gewohnheit hatte.

Nun brachen beide in ein schallendes Gelächter aus. Ich hatte bei Arthur irgend einen gewaltsamen Ausbruch erwartet; zu meiner großen Beruhigung und Verwunderung jedoch verhielt er sich ganz ruhig und ließ die muskelstarken Arme hängen.

„Ja," fuhr Charlotte, als sie wieder zu Athem gekommen war, fort, „laß mich erst auf Stighof festen Fuß haben, dann soll Alles gut werden!"

Peter antwortete: „Du versprichst Dir und mir gewiß zu viel, Charlotte, es wäre doch möglich, daß Du die Rechnung ohne den Wirth machtest. Ein solcher Herr ist oft sehr starrköpfig und unlenksam."

Plötzlich sprang der Sprecher auf und sagte: „Hier sind Mücken, ich kann es hier nicht länger aushalten!" — Ohne die Antwort seiner Cousine abzuwarten, begab er sich auf den Weg. Sie folgte ihm.

Als wir die Bundesgenossen aus den Augen verloren hatten und ihre Stimmen nicht mehr hörten, traten wir aus unserm Versteck hervor. Kein Töpfer, kann mit gespannterer Erwartung eine schöne Vase, von

der er sich viel verspricht, aus dem Brennofen ziehen, als ich meinen Freund aus der hohlen Eiche.

Arthur folgte mir fast willenlos. Wie ermattet nach einer großen Anstrengung, warf er sich auf die Grasbank. Ich setzte mich stillschweigend neben ihn, um ihm Zeit zu lassen, sich zu fassen.

War die Dosis zu stark oder war sie gerade hinreichend gewesen? Dies war eine Frage, die mir mein Gewissen vorlegte, und ich läugne nicht, daß ich mit einer gewissen Aengstlichkeit darauf wartete, daß Arthur das Schweigen bräche.

Es lief jedoch besser ab, als ich vielleicht verdient hatte. Nach Verlauf einiger Minuten, während welcher er still und vor sich hinstarrend da gesessen hatte, strich er die Haare aus der Stirn, sah sich um und ergriff meine Hand, indem er mit einem tiefen Seufzer sagte:

„So! Das wäre also vorüber!"

„Es ist mir ein großer Trost, lieber Freund," antwortete ich, „daß Du diese Sache so ruhig und vernünftig nimmst. Ich brauche Dir wohl kaum zu sagen, daß dieser gewaltsamen Cur, die der Zufall oder das Schicksal bei Dir angewandt hat, vielleicht noch viele Schmerzen folgen werden. Glaube nicht — —"

„Nein, Lieber!" unterbrach Arthur. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe! Komm, laß uns gehen!"

Mit diesen Worten sprang er auf, als ob die Gras-

bank unter ihm brannte, und eilte so schnellen Schrittes in das dichteste Gebüsch, daß ich ihm kaum folgen konnte und alle Mühe hatte, mich in Acht zu nehmen vor dem Schlage der starken Zweige, die er zur Seite bog, der Büsche, durch die er hindurchbrach.

Nach einem ziemlich langen Marsch durch das unwegsame Dickicht kamen wir zu einem Waldpfade, wo ich endlich ganz athemlos meinen Freund, der seinen Erinnerungen entlaufen zu wollen schien, einholte. Er stand einen Augenblick still, als ob er sich besänne, wo er sei und wo er hin wolle. Darauf ergriff er meinen Arm und ging langsam vorwärts, indem er mit leiser Stimme sagte: „Wollen wir jetzt meine alte Karen besuchen?"

Ich folgte ihm. Der Weg führte uns in Krümmungen über eine Wiese und zwischen zwei dichtbewachsene Anhöhen und machte darauf eine Biegung, die uns an den entgegengesetzten Saum des Waldes brachte. Hier, an einen Hügel gelehnt, lag das kleine, niedliche Haus, das er so liebevoll für die Hüterin seiner zarten Kindheit eingerichtet hatte. Zwar war es nur eine Bauernhütte, mit Stroh bedeckt und mit weiß angestrichenen Wänden und Schornsteinen; aber sie sah sehr nett und gemüthlich aus mit den blanken Scheiben und mit dem zierlichen kleinen Ausbau, unter welchem eine Bank, ein Tisch und einige Stühle standen. Der Gar-

ten war gut gehalten, voller Obstbäme, Blumen und Gemüse; gegen Nordosten verlieh eine dichte Gruppe von Tannen den nöthigen Schutz gegen Wind und Wetter; die Einzäunung bestand aus einer dichten Dornenhecke, die von wildem Hopfen ganz überwachsen war. In dem dichtverschlossenen Hofplatze hinter dem Hause ließ sich das lustige Geschnatter der Enten, das Glucken der Hühner und das Kollern des kalkutschen Hahnes hören, und im Glanze der Abendsonne übte sich eine bunte Flucht Tauben in ihren luftigen Wendungen. Die vordere Seite des Hauses lag gegen Süden, wo eine ziemlich weite, aber einförmige Aussicht über den sich schlängelnden Pfad und die kornreichen Felder das Auge mehr beruhigte, als ergötzte. Ueber dem Ganzen ruhte ein wohlthuender Friede, und es war einer jener Flecke, von denen man in gewissen Stimmungen zu sagen pflegt: Hier möchte ich wohnen! was aber selten so recht ernstlich gemeint ist.

Als Karen, die unter dem Ausbau saß und spann, unser ansichtig wurde, während wir den Gang hinaufgingen, der zum Hause führte, stand sie auf und kam uns entgegen. Ich betrachtete sie mit vielem Interesse. Sie war, was man gewöhnlich eine hübsche alte Frau nennt; sie trug eine für ihr Alter passende, zierliche Bauerntracht, und ihr mildes Auge — das Einzige an ihr, was noch jugendlich aussah — lächelte dem hüb-

schen, kräftigen Pflegesohn mit einem Ausdrucke wahren Wohlgefallens und mütterlicher Zärtlichkeit entgegen. Sie war nicht groß, aber kräftig gebaut und schien hundert Jahre alt werden zu können.

Auf Arthur übte ihr Anblick und der Klang ihrer freundlichen Stimme eine wunderbar beruhigende Wirkung. Sein Gesicht, das bis jetzt geglüht hatte, nahm seine gewöhnliche Farbe an, seine Augen wurden klar und mild, seine Stimme erhielt ihre sonstige Festigkeit, als hätte er hier Ruhe und Frieden gefunden. Er stellte mich der Alten vor, die mir die Hand zum Willkommen reichte, indem sie lächelnd sagte: „Das also ist der gute Herr, von dem mir Fräulein Martha diesen Vormittag erzählte. Sie kommt gewiß bald selbst!"

Wir nahmen am Tische Platz, während Karen in das Haus ging, um Zurüstungen zu einem kleinen Imbiß zu treffen. Plötzlich hörten wir in dem entfernten Theile des Gartens, der hinter den Hecken und Büschen liegend, sich unserm Auge entzog, einen heftigen Wortwechsel und gleich darauf eine weibliche Stimme laut um Hülfe rufen.

Wie ein Blitz war Arthur aufgesprungen, setzte über drei, vier Blumenbeete sammt der Hecke und verschwand. Die alte Frau, die eben mit Brot und Wein zurückkam, sah sehr bestürzt aus. Das war Fräulein Mar-

tha's Stimme!" sagte sie. „Wollen Sie mitgehen, um zu sehen, was es giebt?"

Sie hatte dies kaum gesagt, als ich schon auf dem Wege war; ich eilte, so schnell ich konnte, und kam noch zeitig genug, um Zeuge einer recht artigen, kleinen Scene zu sein.

„Was geschieht hier?" hörte ich Arthur mit einer Stentorstimme rufen, als er in den äußersten Gang des Gartens einbog, wo er Martha mit aller Macht mit dem Vetter Peter ringen sah, der, wie es schien, sich einen Kuß erzwingen wollte. Er hatte sie, wie wir später erfuhren, nachdem er Charlotte nach Hause gebracht, sehr gegen ihren Wunsch und Willen vom Pfarrhofe bis zu Karen's Hause begleitet und wollte jetzt die Gelegenheit benutzen, von Martha einen zärtlichern Abschied zu nehmen, als ihr lieb war.

„Respekt hier!" rief Arthur, als er sich Jenem genähert hatte, und erfaßte den Kandidaten ziemlich nachdrücklich an der Schulter.

Dieser ließ Martha augenblicklich seiner Umarmung entgleiten und trat mit einer betroffenen Geberde ein paar Schritte zurück. Er war sehr erhitzt, sowohl von der Wanderung, wie von dem Kampfe, den er so schlecht bestanden hatte. Mit einem Blicke, der Verachtung ausdrücken sollte, maß er den Kammerjunker von oben bis unten, indem er mit vor Zorn heiserer Stimme sagte:

„Wie dürfen Sie es wagen, Herr Kammerjunker, Hand an mich zu legen!"

„Ich wage noch viel mehr," entgegnete Arthur mit größerer Besonnenheit, als ich ihm zugetraut hätte, wenn Sie sich gegen Fräulein Martha ungeziemend betragen!"

„Da weiß ich doch nicht, was Sie sich um Fräulein Martha und um mich zu bekümmern haben!" rief Peter in einem unverschämten Tone.

In diesem Augenblick kam meinem Freunde der ganze Eindruck der an der Eiche erlebten Scene in mächtigster Gewalt zurück. Ohne mehrere Worte zu reden, erfaßte er Peter am Halskragen und warf ihn wie ein Stück Klafterholz über die Gartenhecke auf den Weg. Der graue Hut, der zur Erde gefallen war, folgte nach. Arthur blieb stehen und starrte blaß und mit glanzlosen Augen auf seiner Hände Werk. Das Unglück war jedoch nicht groß. Der Kandidat war auf einen Haufen Reisholz, der dicht bei der Hecke lag, gefallen und war daher mit dem Schreck und einigen kleinen Rissen davon gekommen. Er war wieder aufgestanden, und indem er mit der Hand nach Blut in seinem Gesicht fühlte, schrie er: „Ich will Ihnen sagen, Herr Kammerjunker! — —"

„Wart ein wenig, Bursche!" rief Arthur rasend. Willst Du mir etwas sagen, so werde ich bald bei Dir

sein!" und er wollte über die Hecke springen. Ich ergriff jedoch schnell den Arm meines Freundes, und als er mit gerunzelter Stirn sich gegen mich wandte, sagte ich ganz ruhig: „Wo willst Du hin? Thue nun nicht mehr, als nothwendig ist! Siehst Du nicht, daß der Feind das Feld geräumt hat?"

In der That hatte es der Kandidat nicht für gerathen gehalten, ein zweites Zusammentreffen mit dem nordischen Herkules abzuwarten, sondern er hatte sich schleunigst auf die Beine gemacht und war schon außer Sehweite.

Die ganze Affaire, die hier in vielen Worten erzählt ist, hatte kaum zwei Minuten gedauert. Als Martha sich von des Vetters Zudringlichkeit befreit gesehen hatte, war sie nach einer kleinen, offenen Laube geflüchtet und hatte sich da, mit beiden Händen das verweinte Gesicht bedeckend, auf eine Bank gesetzt. Kaum hatte ich auf sie aufmerksam gemacht, als Arthur wie aus einem Traume erwachte; sein Zorn war verraucht. Er sah sich mit einem tiefen Seufzer um, und als er in der Laube des jungen Mädchens ansichtig wurde, ging er so leise, als ob er eine Schlummernde besuchen wollte, dahin. Er setzte sich neben sie auf die Bank. Ich blieb vor der Laube stehen — ich konnte es nicht lassen —, jedoch so, daß sie mich nicht bemerken konnten.

Nach einem kurzen Stillschweigen begann Arthur:

„Martha! — Liebe Martha! Sieh mich an! Weine nicht mehr! Nimm die Hände vom Gesicht und laß mich mit Dir sprechen!“

Martha schwieg.

„Martha! Höre mich! Höre, was ich Dir sagen will. Du weißt nicht, wie es mein Herz zusammenpreßt, daß es zerspringen möchte. Ich muß ehrlich und offen mit Dir reden!“

Es war in diesen Worten eine so reine Melodie, wie ich es gar nicht von ihm erwartet hatte; es klang so herzlich und rührend, — aber Martha schwieg. Da warf er sich vor ihr auf die Knie und berührte mit beiden Händen leicht ihre Arme, indem er mit tiefem Gefühle, aber mit gedämpfter Stimme sagte: „Ich liebe nur Dich, Martha! Nur Dich, hörst Du? Willst Du meine Frau werden? Willst Du immer bei mir wohnen auf Stighof und Alles mit mir theilen, Gutes und Schlimmes, Freude und Leid? Ich habe Dich lange geliebt,“ setzte er mit wehmüthiger Betonung hinzu, „ich habe es aber früher nicht so gewußt, wie jetzt!“

Martha zog langsam die Hände vom Gesicht und betrachtete schweigend den jungen Mann mit ihren blauen, verwunderten Augen.

„Du antwortest mir nicht? Kannst Du das über's Herz bringen? Sprich, oder gib mir ein kleines Zeichen! O, reiche mir Deine Hand und laß mich sie behalten!“

Martha hätte ihm beinahe die Hand gereicht, zog sie aber plötzlich wie im Schreck zurück und wollte aufstehen. Er ließ es nicht zu. „Nein, Martha! Nein! Eine Antwort mußt Du mir geben! Ach, wenn Du jetzt nichts von mir wissen willst, wenn Du mich von Dir stößest, so ist ja mit einem Schlage meines Lebens Freude zertrümmert, so ist uns ja für immer unser freundliches Zusammenleben verkümmert. Ich kann Dich dann nicht mehr Martha nennen, nicht mehr Du zu Dir sagen —."

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick ernst an, bog sich dann freundlich zu ihm nieder und sagte, indem es die rechte Hand in die seinige legte: „So nenne mich denn immer Martha und fahre fort, Du zu sagen!"

Das war mein Stichwort, um die Scene zu verlassen. Ich ging, um nicht durch meine Gegenwart den ersten Ausbruch des Entzückens zu entweihen. Ich fand die alte Karen ganz erschrocken und erwartungsvoll am Tische sitzend, und indem ich mir ein Glas Rheinwein, den ihr Arthur zu ihrer Stärkung zu senden pflegte, einschenkte, das ich nach so vielen Aufregungen der verschiedensten Art wohl nöthig haben konnte, erzählte ich ihr die Geschichte und schloß mit den Worten: „Und jetzt werden Sie gewiß Braut und Bräutigam gleich hier an Ihrem Tische sitzen sehen!"

„Nun, so sei denn der liebe Gott gelobt und geprie-

sen!“ sagte Karen und faltete die Hände. „Das hätte ich doch am wenigsten erwartet, so sehr ich es auch gewünscht habe. Ja, ich habe ihr wahrlich oft genug gesagt, daß es eigentlich gar nicht anders kommen dürfe; das wollte sie aber nicht hören und wurde manchmal sogar ein wenig böse, wenn ich davon sprach. Ja, man sollte wohl auch mit jungen Mädchen über solche Dinge nicht sprechen; wir alten Frauen können das aber nicht lassen, und wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Nun, das hat denn auch diesmal nichts geschadet! Ich wußte so gewiß, daß sie ihn schon lange lieb gehabt hat; das wollte sie aber nie eingestehen. Herr Gott! wäre die alte Herrschaft jetzt noch am Leben, so fürchte ich, es hätte übel ausgesehen; denn das wäre gewiß nicht nach ihrem Sinne gewesen. Der Kammerjunker hätte ja auch so manches reiche und vornehme Fräulein bekommen können; daraus machte er sich aber nun gar nichts, und das hat denn auch wohl nichts zu bedeuten. Die, die er jetzt zur Frau bekommt, ist ein wahrer Engel, das kann ich Ihnen versichern!“

Arthur und Martha kamen Arm in Arm den Gang herauf. Sie sahen Beide sehr glücklich aus; Arthur strahlte und lachte vor Wonne; Martha war ein wenig blaß, aber ihre Lippen waren kirschroth, und die glänzenden Augen glichen „zwei thaubesprengten Veilchen,“

wie sich ein Dichter ausdrückte. Mit dem Glase in der Hand empfing ich das junge Paar, und die alte Karen weinte, wie es sich geziemt, vor Freude, als sie die schüchterne Braut umarmte und küßte. In ihrer Herzensfreude konnte die Alte nicht umhin, Martha zuzuflüstern: „Nun, was sagte ich so oft? Habe ich nun Recht?"

Als sich unsere Erregung ein wenig gelegt hatte, setzten wir uns an den Tisch, um die Sache zu berathen, obgleich hier eigentlich nichts zu berathen war. Die zwei jungen Leute hatten aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Schritt gethan, der von den Eltern der Braut getadelt werden würde, und wenn diese auch ein schwaches Gefühl davon hatte, etwas auf ihre eigene Hand unternommen zu haben, so schien dies doch weder ihre Gemüthsruhe, noch ihre Freude zu stören. Der einzige Entschluß, der aus unserer großen Berathung hervorging, war der, daß Martha nicht diesen Abend ihren Eltern oder sonst Jemandem ihr Herz eröffnen, sondern die Ankunft Arthur's, der am nächsten Vormittage mit dem Prediger die Sache besprechen wollte, abwarten solle.

Die Sonne ging unter, als wir aufbrachen. Als wir Abschied nahmen, ergriff Karen in ihrer Freude über das Vorgefallene auch meine beiden Hände und schüttelte sie, als ob wir alte, gute Freunde gewesen

wären. Unterwegs fühlte ich mich in einer mir ungewohnten Situation. Sollte ich sehr schnell gehen, oder ganz langsam, um in beiden Fällen dem Paare mit meiner Gegenwart nicht lästig zu sein? Ich verwarf beides als meiner Gesundheit unzuträglich; als wir aber auf dem Wege zum Pfarrhofe den Fußsteig erreicht hatten, der nach Stighof hinüber führt, stand ich still, und indem ich mein Taschentuch vorsichtig um den Hals band, sagte ich: „Hier will ich gute Nacht sagen! Der Thau fällt schon stark, und ich habe noch so viel innere Wärme, um demselben zu widerstehen!“

Es fiel ihnen gar nicht ein, darauf zu bestehen, meine angenehme Gesellschaft länger genießen zu wollen, und ich gelangte somit allein und in der schönsten Laune in mein Schlafgemach und konnte die diätetische Vorschrift befolgen, welche fordert, daß man immer mit ruhigem Sinne und unter angenehmen Vorstellungen einschlafe.

5.

Am nächsten Morgen begab ich mich frühzeitig zu Arthur. Er stand vor einem alterthümlichen, kostbaren Möbel, einer Art Schreibpult oder Sekretär von schwarzem Holze, mit vielen eingelegten, silbernen Schnörkeln verziert. Er hatte eine Menge Schiebladen herausgezogen — geheime Fächer kamen zum Vorschein, deren Vorhandensein einem Uneingeweihten ewig verborgen geblieben wäre — und kramte einen ganzen Haufen schöner Sachen hervor: Porträts mit kostbarer Einfassung, Ringe mit edlen Steinen und eingelegten Haaren, Riechfläschchen, Balsambüchsen, Schnupftabaksdosen, Braceletten, Brustnadeln, Halsketten, Diademe, Uhren, kurz, was nur immer dieser Art in einer reichen und vornehmen Familie von Geschlecht zu Geschlecht sich anhäuft, und das man den Familienschatz nennen könnte. Es interessirt mich immer, so etwas zu sehen, denn es setzt meine Einbildungskraft in eine angenehme Thätigkeit. Ein jedes Stück muß ja seine eigene Geschichte

haben. Wie viele Freude und wie tiefes Leid liegt nicht oft in dem engen Kreise eines Fingerringes verborgen! Und wie anziehend kann nicht die Geschichte sein, die sich an ein Porträt knüpft!

„Du mußt um Gottes willen nicht glauben," sagte Arthur, während ich mit Kennermiene einige Diamanten in einem Ohrgehänge musterte, „daß ich gesonnen sei, Martha mit allen diesen Schnurrpfeifereien zu überschütten! Wenn sie erst meine Frau ist, so gehört es ihr so wie so, und dann kann sie sich daran erbauen, wenn sie Lust hat. Nein, ich suche nur einen kleinen Ring, den meine Großmutter getragen hat. Sie soll eine ausgezeichnet schöne, gute und verständige Frau gewesen sein. Man hat sie mir immer als eine der schönsten Zierden der Familie geschildert; so viel ich weiß, trug auch meine Mutter diesen Ring, und ich lege eine gewisse Bedeutung darin, ihn heute meiner Martha an den Finger stecken zu können. Hier ist er!" fuhr er fort und zog aus einem geheimen Fache ein kleines Etui von grünem Chagrin.

Der Ring bestand nur aus einer Reihe kleiner, blaßrother Rubinen in unscheinbarer Einfassung und zeigte Spuren hohen Alters. Ich mußte diese Bescheidenheit — wenn ich es so nennen darf — loben und fragte meinen Freund, ob er gesonnen sei, nach dem Pfarrhofe zu gehen. Er sagte mir, er könne erst gegen

Mittag hingehen, da er unaufschiebbare Geschäfte besorgen müsse. „Ich habe Martha davon in Kenntniß gesetzt,“ fügte er hinzu, schob alle Schiebladen hinein, verschloß den Sekretär und eilte hinaus.

Mein Entschluß war bald gefaßt. Auf Stighof war meines Bleibens nicht länger; die ungestörte Einsamkeit und Freiheit, die mich hierher verlockt hatten, war jetzt durch das frohe Ereigniß verkümmert, und Besuche und Gegenbesuche mußten jetzt folgen. Meine Abwesenheit konnte kaum bemerkt werden. Ich ordnete meinen Anzug und machte mich nach dem Pfarrhofe auf den Weg, um dort, wo möglich, noch ein kleines Geschäft abzumachen.

Bei meinem Eintritt in die Gartenstube traf ich zu meiner Zufriedenheit die ganze Familie beisammen; sogar Vetter Peter fehlte nicht. Er sah etwas flauer aus, als sonst, mit seinem Riß über der Nase; im Uebrigen war er aber nicht weniger ungehobelt, als sonst. Martha war unverändert; sie trug ihre gewöhnliche nette, tägliche Kleidung; das Geheimniß aber, das sie im Herzen trug, verbreitete — wenigstens in meinen Augen — einen noch hellern, sonnigern Glanz über ihre Person.

Im Laufe des Gesprächs führte ich den Vetter und Charlotte auf das patriotisch-politische Gebiet. Dem ist leicht aufzuspielen, der gern tanzt! Ich ließ näm-

lich, wenn ich mich recht erinnere, gleichsam unversehens einige ketzerische Aeußerungen über das Wahlgesetz fallen und rief dadurch natürlich die heftigste Opposition der beiden Bundesgenossen hervor, der ich nach und nach pflichtgemäß weichen mußte. Unter dieser Discussion berief sich Peter verschiedene Male auf einen gewissen anonymen Publicisten, der ihm als erste und befugteste Autorität zu gelten schien, und der unter dem Zeichen „ab“ schrieb.

„Wir Beide,“ sagte Peter von sich selbst und Herrn ab, „ich und er sind, darf ich wohl sagen, Eine Seele, und unsere politische Entwickelung hat immer Schritt gehalten, immer eine und dieselbe Richtung genommen und ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, parallel gelaufen. Er hat, wie Sie wissen, unter dem Zeichen „ab,“ geschrieben, ich wählte zu meinem Zeichen ba!“

„Was sagst Du da?“ rief der Prediger mit sarkastischem Lächeln, „bist Du es, Peter, der dieses politische b—a ba buchstabirt?“

Die Frau des Predigers äußerte ihre Verwunderung; nur Charlotte und Martha schwiegen; jene, weil sie schon eingeweiht war, diese, weil ihre Gedanken auf etwas Besseres gerichtet waren.

„Ja, ich und er,“ fuhr Peter mit Selbstbewußtsein fort, „haben oft eine Brücke geschlagen, worauf

Andere dann schwierige, gefahrvolle Stellen überschritten haben. Unsere Bestrebungen waren immer, obgleich unabhängig von einander, in Harmonie. Ich kenne ihn nicht persönlich, aber ich glaube an ihn, wie an das Evangelium."

„Habe ich nicht irgendwo sein Zeichen vor Kurzem gesehen?" fragte ich mich selbst, als ob ich mich besänne. „Ach ja, ganz richtig!" fuhr ich fort, griff in meine Brusttasche und zog die neue Zeitschrift hervor, „hier steht es unter dem Prospektus; Herr ab muß also wohl der Hauptredacteur sein. Er nennt sich als Verfasser der —" Hier waren mehrere genau bezeichnete Artikel angeführt.

„Ja, das ist er," rief der Vetter, um nur die peinliche Erinnerung an das gestern Vorgefallene zu zerstreuen, „lassen Sie uns hören, es ist gewiß eine interessante Einleitung, das kann nicht fehlen. Sonderbar jedoch, daß ich von diesem neuen Unternehmen nichts gehört habe!"

Ich las darauf die ganze, gut geschriebene Abhandlung vor, die mit Klarheit und Gründlichkeit den edlen Zweck und die Mittel des Blattes darlegte.

„Ist es nicht vorzüglich?" rief Peter bei jeder Pause.

„Halt, was steht denn da?" sagte der Prediger plötzlich, der mit in das Blatt, während ich las, hin=

eingesehen hatte. Er las: „Wer hätte nicht in der „—post“ mit Bedauern die elenden Diatriben eines solchen Herrn gelesen? In der Abhandlung: „Das Zeitliche und das Ewige“ hat er, wie es scheint, sich selbst übertreffen wollen. Dieses nebelhafte Wortgewebe mit Einschlag von losen, neuphilosophischen Fäden, dieses Nachplappern, dieses Wiederkäuen der originalen Ideen Anderer, dieses unbehende, linkische Ironisiren, diese selbstgefällige Eitelkeit, dieser plumpe Hochmuth könnte jeden Namen tragen, nur nicht den der gesunden Vernunft. Wir kennen glücklicherweise nicht den Vater dieser Mißgeburt, glauben aber behaupten zu dürfen, daß „ba“ ein junger, eitler Mensch sein muß, der — —.“

Der Prediger brach in ein unbarmherziges Gelächter aus. „Nun, mein guter Peter, da bist Du einmal ganz energisch mitgenommen worden, und das noch obendrein von Deinem eigenen Herrn und Meister!“

Die Mutter warf mir einen zornigen Blick zu, betrachtete dahingegen das Schlachtopfer mit einer mitleidigen, verlegenen Miene, die in meinen Augen schlimmer war, als das Gelächter des Predigers, und Charlotte saß da mit glühenden Wangen und gesenkten Blickes, vermuthlich ebenso vor Scham über den indirekten Schlag, der sie selbst getroffen hatte, wie vor Ahnung über Martha's gestriges Erlebniß. Martha hatte sich auf das Sopha gesetzt und beschäftigte sich

mit der kleinen Liese und mit ihren eigenen Gedanken. Der Kandidat selbst war abwechselnd feuerroth und leichenblaß geworden und biß, gänzlich verstummt, auf seine Unterlippe, ohne ein einziges Wort finden zu können, um sein zusammengestürztes Gebäude zu stützen. Er that mir ein wenig leid und ich bereute fast meine Härte.

Das Bellen des Kettenhundes und Pferdegetrappel im Hofe unterbrachen auf eine angenehme Weise das eingetretene unheimliche Schweigen. Ich trat an's Fenster und sah hinaus; es war Arthur, von seinem Jäger begleitet. Ich hatte ihn bis jetzt nicht zu Pferde gesehen, und mußte gestehen, daß er prächtig aussah. Peter machte erst Miene, fortzuschleichen, änderte jedoch seinen Entschluß und warf den grauen Hut auf den Divantisch mit einem Ausdrucke des Trotzes.

Ich hatte befürchtet, daß die neuen Verhältnisse, unter denen Arthur hier jetzt auftreten sollte, ihn verlegen machen und etwas herbeiführen würden, woraus ihm eine Demüthigung erwachsen könnte. Meine Furcht war durchaus unbegründet. Nachdem er die ganze Familie, mit Ausnahme von Peter, der am Fenster stand und ihm den Rücken zukehrte, freundlich begrüßt hatte, erbat er sich mit leiser Stimme eine Unterredung mit beiden Eltern. Die Mutter warf Charlotte, die wie in Fieberhitze erglühte, einen schnellen, bedeutungsvollen

Blick zu; ich hingegen beobachtete Martha. Sie unterhielt sich flüsternd mit der Kleinen und war so weiß geworden wie eine Schlehenblüthe.

Die Schmerzen der Erwartung dauerten nicht lange; die Konferenz war bald beendet, das Protokoll geschlossen, und indem die drei Personen wieder in's Zimmer traten, hörte man den Prediger zu Arthur sagen: „So nehmen Sie sie denn, Herr Kammerjunker, da sie mit ihr einig sind. Sie war immer eine gute Tochter; ich hoffe, sie wird auch eine gute Gattin werden. Ich lege ihr Schicksal mit vollem Vertrauen in Ihre Hände!"

Bei diesen Worten erhob sich Charlotte und that einen Schritt vorwärts; als ihr aber die Mutter einen ängstlichen Blick zuwarf, sank sie wieder auf den Stuhl zurück und sah mit weit aufgerissenen Augen, wie Arthur mit schnellen Schritten auf Martha zuging, ihre Hand küßte und sie in seine Arme schloß. Als auch der Vater und die Mutter sie umarmt und beglückwünscht hatten, kam die Reihe an die Schwester. Es peinigte mich, es ängstigte mich, obgleich ich wußte, daß sie für Arthur keine eigentliche Liebe empfand, und daß nur ihre Eitelkeit eine Züchtigung erfahren hatte, es ärgerte mich, daß ich die Dreistigkeit gehabt hatte, selbst auf eine Weise die Ruthe zu führen, — und jetzt fürchtete ich die Ausbruchsscene. Ich konnte jedoch ruhig

sein und mußte mich hier wieder über die weibliche Natur wundern. Charlotte's Augen glänzten, ihr Mund lächelte, als sie Martha um den Hals faßte, sie küßte und darauf dem Kammerjunker ihre Hand reichte. Er ließ es bei dieser Ceremonie nicht, wie sonst, damit bewenden, ihre Fingerspitzen zu berühren, sondern er faßte die ganze Hand und schüttelte sie mit aller Herzlichkeit. Alle seine Verlegenheit war verschwunden, und diese Freiheit gab seinem Wesen einen Anstand, der ihm früher gefehlt hatte, aber jetzt seiner männlichen Persönlichkeit sehr gut stand.

Charlotte starrte ihn mit großen Augen an. „Nun, Herr Kammerjunker," sagte sie gezwungen lachend, „nun werde ich wohl oft Gelegenheit finden, mein vielbesprochenes Bekehrungswerk zu fördern, nicht wahr?"

„Ja," antwortete er gleichfalls in einem scherzenden Tone, „arbeiten Sie nur darauf hin! Es wird Ihnen sicherlich glücken; Sie haben ganz eigene Methoden, die Leute zu bekehren, — davon hab' ich mich überzeugt!" — —

Als ich nun Alles in so gutem Zuge sah, fand ich, daß es jetzt für mich Zeit sei, vom Schauplatze zu verschwinden. Ich ergriff meinen Hut, gab vor, eine einsame Wanderung durch den Wald machen zu wollen, und eilte dann nach Stighof zurück. Hier packte ich meinen Koffer, ließ einen kleinen Wagen, der während meines Aufenthalts zu meiner Verfügung gestellt war,

bespannen, sintemal ich ein schlechter Reiter bin, und nach Verlauf einiger Stunden befand ich mich auf der nächsten Poststation, von wo aus ich in einem Billet Arthur meinen Dank für die mir erwiesene Gastfreundschaft schickte. Ich suchte nicht meine plötzliche Abreise zu entschuldigen, mich darauf verlassend, daß er meine Eigenthümlichkeiten kenne und es mir nicht verargen werde, wenn ich mich von denselben leiten lasse.

Mein Hans und Madame Trane schlugen aus Staunen über meine schnelle Heimkehr die Hände über dem Kopfe zusammen, und Letztere war über die Maßen froh, daß sie doch schon mit dem Scheuern, Waschen und Poliren fertig geworden war; ich selbst war nicht weniger froh. Im Dufte der frischen Reinlichkeit saß ich nun da und rief mir den Verlauf meiner kleinen Reise in's Gedächtniß zurück, indem ich ihre Erlebnisse niederschrieb.

Ein paar Monate später empfing ich einen jener hier und da etwas unorthographischen, aber freundlichen Briefe von Arthur. Meiner Flucht erwähnte er mit keinem Worte; nachdem er aber seine Hochzeit und „das vergnügte Leben," wie Bürger sagt, welches er jetzt führe, geschildert hatte, erzählte er ferner, daß der Vetter, der bei einem juridischen Beamten der Gegend arbeite, um sich im Praktischen zu üben, jetzt gänzlich die Politik bei Seite gelegt und sich mit Charlotte verlobt habe,

indem alle seine Gedanken auf den Beamten- und den Ehestand gerichtet seien, so daß man hoffen dürfte, es könne noch ein ganz leidlicher Aktuar aus ihm werden.

Ich hätte nicht geglaubt, daß mein kurzer Aufenthalt „auf dem Lande" so viele Wunder hervorbringen würde.

---

indem alle seine Gedanken auf den Beamten- und den Ehestand gerichtet seien, so daß man hoffen dürfte, es könne noch ein ganz leidlicher Mann aus ihm werden.

Ich hätte nicht geglaubt, daß mein kurzer Aufenthalt „auf dem Lande" so viele Wunder hervorbringen würde.

zu entschuldigen, mich darauf verlassend, daß er meine Eigenthümlichkeiten kenne und es mir nicht verargen werde, wenn ich mich von denselben leiten lasse.

Mein Mann und Madame [illegible] schlugen aus Staunen über meine schnelle Heimkehr die Hände über dem Kopfe zusammen, und Letztere war über die Maßen froh, daß sie doch schon mit dem Scheuern, Waschen und Polieren fertig geworden war; ich selbst war nicht weniger froh. Im Dufte der frischen Reinlichkeit sah ich mich um und rief mir den Verlauf meiner kleinen Reise in's Gedächtniß zurück, indem ich ihre Erlebnisse niederschrieb.

Ein paar Monate später empfing ich einen jener hier und da etwas unorthographischen, aber freundlichen Briefe vom Vetter. Meiner Flucht erwähnte er mit keinem Worte; nachdem er aber seine Hochzeit und „das vergnügte Leben," wie Bürger sagt, welches er jetzt führe, geschildert hatte, erzählte er ferner, daß der Vetter, der bei einem [illegible] Beamten der Gegend arbeite, um sich [illegible], jetzt gänzlich die [illegible] bei Seite [illegible] sich mit Charlotte verlobt habe.

Des Seeräubers Schatz.

In alter Zeit lag auf der schönen Insel Möen außer Stege noch eine andere Stadt, welche Borre hieß. Diese war, wie man annimmt, ungefähr auf der Stelle belegen, wo jetzt ein Dorf desselben Namens seine strohbedeckten Höfe und Häuser dem Auge des Wanderers darbietet. An einem Meerbusen, der von der Nordseite sich tief in's Land hineinstreckt, erhoben sich zu jener Zeit Kirchthürme, Ringmauern und Häuser mit zackigen Giebeln, und den Hafen belebten zahlreiche Kauffahrteischiffe. Einige glauben, daß das Meer in uralter Zeit in dortiger Gegend das Land Möen in zwei Theile trennte, den westlichen und den östlichen, wovon der letztere wegen seiner waldbewachsenen Berge und schroffen Kreidefelsen den Namen Hoch-Möen erhielt. Aber das Meer wich zurück; die Bucht, die der Stadt Borre Handel und Reichthum zuführte, verwandelte sich nach und nach in das Borrer Moor, in welchem man noch in jetziger Zeit Ueberreste von Pfahlwerk, alte Schiffs-

trümmer, Anker, eiserne Ringe und viele andere der Seefahrt angehörende Gegenstände gefunden hat, und aus der reichen Stadt ward im Laufe der Zeit ein kleines, freundliches Dorf.

Zur Zeit der höchsten Blüthe der Stadt Borre lebte daselbst ein wohlhabender Kürschner, Namens Jens Boel. Er hatte zwei Söhne, Michel und Andreas. Diese hätte er gern zu seinem eigenen ehrlichen Handwerke erzogen; es gelang ihm indeß mit keinem. Die Jünglinge waren höchst verschieden, sowohl ihrem Aeußern, als ihrem Innern nach. Beide waren stark und kräftig gebaut; aber Michel, der Aeltere, war still und sinnig, während Andreas lebhaft und auffahrend war. Der Erstere hatte röthliches, glattes Haar, sehr kluge, blaue Augen und blasse Gesichtsfarbe; um das Haupt des Jüngern kräuselte sich ein reiches, schwarzes Haar, und aus seinen dunklen Augen leuchtete mehr Witz, als Klugheit, mehr Kühnheit, als Besonnenheit. Michel hielt sich zu den Büchern und liebte stille Beschäftigungen; Andreas war entweder draußen auf der Bucht, um zu fischen, oder ging auf die Jagd mit den Gutsherren der Umgegend, unter Anderen mit dem Besitzer von Nordfeld. Wenn der stille Michel durch die Stadt wanderte, war sein Blick zur Erde gerichtet; wohingegen Andreas seine Augen überall umherschweifen ließ, namentlich da, wo es hübsche Mädchen gab, welche

denn auch öfter durch ihr Erröthen und Lächeln verriethen, daß sie ihn entweder ganz gut kannten, oder wenigstens nichts dagegen hätten, seine Bekanntschaft zu machen; denn junge Mädchen lächeln lieber einem Taugenichts zu, wenn er nur hübsch und keck ist, als dem ehrbarsten und tüchtigsten Manne, wenn ihm eine dieser schätzbaren Eigenschaften abgeht. Unter diesen Erröthenden und Lächelnden war auch Wibeke Tamm, die Tochter des reichen Brauers Tamm, der sowohl dem eigenen, wie dem Rostocker Bier das große Vermögen verdankte, welches vor allen Dingen ein Gegenstand der heißesten Wünsche war, die Andreas Boel's Herz nur zu fassen vermochte. Dieser bedachte sich auch gar nicht lange, um ohne Weiteres um das Mädchen anzuhalten, obgleich er nichts war und nichts that. Doch kaum hatte er seine Gefühle und seine Wünsche dem Mädchen und ihrem, sowie auch seinem Vater kundgethan, so zeigte es sich, daß der Bruder, der stille Michel, gleichfalls seine Augen zu jenem Edelstein erhoben hatte. Die Sache wurde darauf in einem Familienrath zwischen den beiden Vätern erörtert, und der Beschluß gefaßt, daß Wibeke demjenigen der beiden Brüder ihre Hand reichen solle, der zuerst im Stande sei, einen Erwerb nachzuweisen, hinreichend, um sie und ihn selbst zu ernähren. Andreas liebte das Mädchen mit all' der ihm eigenen Lebhaftigkeit, und dennoch ließ

er die Sache unbesorgt gehen, wie sie wollte. Michel dahingegen arbeitete aus allen Kräften, verstand es, sich bei Hohen und Niederen beliebt zu machen, und wußte sich so schlau durchzuwinden, daß er nach nicht langer Zeit von den Kirchenvorstehern zum Küster und Kantor bei der Hauptkirche ernannt wurde, ein Amt, welches in jenen Tagen etwas mehr zu bedeuten hatte, als jetzt. Er trat sodann in seinem schwarzen Mantel, das Barett in der Hand, vor Wibeke's Vater, erneuerte seine Bewerbung und erhielt, was sein Herz begehrte.

Nachdem diese Sache bekannt geworden war, verspürte man eine große Veränderung in dem Benehmen des jüngern Bruders. Er, der bis dahin die Fröhlichkeit selbst gewesen war, ging nun schweigend, finster und verschlossen einher, als ob er über etwas Bösem brütete. Mit seinem Bruder und Wibeke Tamm sprach er kein Wort. Diese plötzliche Veränderung erregte in beiden Familien einige Aengstlichkeit, da man seinen heftigen Sinn kannte. Aber auf der andern Seite hatte er bei all' seinem Leichtsinn doch immer ein so gutes Herz gezeigt, daß man bald alle Furcht in dieser Beziehung vergaß. Am Hochzeitstage stand er mit den übrigen Verwandten in seinem besten Staate, aber mit leichenblassem Gesicht in der Kirche. Als man sich später zur Hochzeitstafel setzte, ward er vermißt. Am nächsten Tage erzählten sich die Leute, daß er gleich nach der Trauung mit

einem fremden Schiffer, der kurze Zeit in der Bucht vor Anker gelegen hatte, abgesegelt sei; doch der Hafenvogt und andere kundige Männer begleiteten diesen Bericht mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln und Achselzucken, denn jener Schiffer und sein Fahrzeug sollten von mehr als zweifelhafter Natur gewesen sein. Wie dem auch sein mochte, Andreas Boel ward nicht mehr gesehen.

Michel Boel brachte sein Leben in aller Ruhe und Gemächlichkeit zu; sein Weg führte von seiner Wohnung nach der Kirche und von der Kirche nach seiner Wohnung. Seine Frau, Wibeke, die ihm eine hübsche kleine Mitgift zugebracht hatte, schenkte ihm einen Sohn und später eine Tochter. Der Sohn, Claus Boel, wurde in die Lateinische Schule geschickt, wo er in all' der Gelehrsamkeit, die ihm der Rektor und die Lehrer beizubringen vermochten, Riesenschritte machte, und die Tochter hatte, als sie 14 Jahre alt war, solche Schönheit, daß die fremden Kaufleute auf die Frage, welches das hübscheste Mädchen in Borre sei, immer die Antwort erhielten: „Das ist Michel Boel's Kristense." Claus Boel war ein wackerer junger Bursche, als er zur Universität ging. Er lag dort mit allem möglichen Eifer der Rechtswissenschaft ob und machte sowohl hierin, wie in anderen Zweigen der Gelehrsamkeit so große Fortschritte, daß ihm noch als jungem Manne die Auszeich-

nung zu Theil wurde, zugleich mit anderen Herren und Gelehrten einen der jungen Prinzen auf einer weiten Reise in fremde Länder zu begleiten. Auch bei dieser Gelegenheit brauchte er seine Augen und Ohren so gut, daß er bei seiner Rückkehr einen großen Schatz solcher Güter mitbrachte, die weder Rost noch Motten verzehren. Er genoß eines großen Ansehens in seiner Vaterstadt, und Alle wetteiferten, ihn zu sehen und seine Bekanntschaft zu machen. Auch der Gutsherr auf Nordfeld, Herr Eiler Ged, von dem Geschlechte Derer, die drei Halbmonde im Wappen führen, der Jugendfreund seines Vaters und seines verschollenen Oheims, lud ihn zu sich ein.

Hier war es, wo Claus Boel zum ersten Male diejenige sah, die sein Herz aus dem Schlummer erwecken sollte, in dem es bis jetzt unter dem kühlen Schatten des Verstandes geruht hatte. Die einzige Tochter des Herrn Eiler Ged, das 14jährige Fräulein Maren Ged, wurde gleich so bezaubert von dem Aeußern und dem ganzen Wesen des jungen, gelehrten Mannes, lauschte mit so großem Entzücken seinen Erzählungen von den fremden Ländern und den vielen schönen Dingen, die er dort gesehen, gehört und erlebt hatte, und sie äußerte diese Bewunderung so offen und ohne Hehl, daß die Blicke des sinnigen, jungen Herrn auch wiederum auf ihre Reize gelenkt wurden. Ihre schwarzen

Augen, die fest und funkelnd auf ihn gerichtet waren, besaßen gleichsam eine Zaubergewalt, die seine blauen Augen, die sonst, wenn er einen Vortrag hielt, sehr bescheiden auf die Erde gerichtet waren, auf sich zogen, — und Claus Boel verließ Nordfeld ganz wie berauscht, nur von einem einzigen Gedanken erfüllt. Dieser Gedanke war einem Faden zu vergleichen, an dem er immer mehr und mehr dorthin gezogen wurde; und so war denn die Sache im besten Zuge.

Doch Eins war ihm dabei im Wege. Claus Boel hatte einen Freund, der ebenfalls auf Nordfeld aus- und einging und der in nicht geringerem Grade von den Pfeilen der Liebe getroffen war. Dieser Freund war ein Sohn des Predigers in Magleby und hieß Niels Studtmann. Er war ein reisender Handelsmann, und ein solcher galt in jenen Tagen etwas mehr, als die geputzten, aber rohen Herren der jetzigen Zeit, die überall umherreisen, die Kleinhändler in den Provinzstädten betrügen und mit den Kellnerinnen verliebten Unsinn schwatzen. Niels Studtmann war wohlbekannt in London und Brüssel, Paris und Köln, Bremen und Lübeck, Rostock und Riga; er war ein flinker, stattlicher Bursche, und er sparte weder Brabanter Tuch, noch Spitzen, weder Russisches Pelzwerk, noch Venetianische goldene Ketten, um seine Gestalt dem Auge gefällig zu machen, und dabei besaß er noch eine sehr gute Mundfertigkeit.

Auch er wußte natürlicherweise Vieles von seinen weiten Reisen zu sagen, und seine Erzählungen waren oft weit abenteuerlicher und spannender, als die des Juristen, der ohne Mühe und Gefahr in dem Gefolge eines vornehmen Herrn mitgeführt worden war. Genug, der Krämer erschien dem Claus Boel als ein sehr gefährlicher Rival. Das junge Fräulein kam Jenem mit großer Freundlichkeit entgegen, und für ein ungeübtes Auge konnte es leicht den Anschein gewinnen, als ob sie ihm den Vorzug gebe. Doch damit hatte es gar keine Noth. Nachdem der erste Schreck in Betreff des gefährlichen Mitbewerbers sich gelegt hatte, faßte sich der gelehrte Jüngling ein Herz, und indem er sich auf die freigebigen und felsenfesten Versprechungen seiner hohen Gönner verließ, die ihm die Aussicht auf ein glänzendes Ziel eröffneten, setzte er seine fleißigen Besuche auf Nordfeld fort. Bald wurde er auch so hellsehend, daß er in die verborgenste Tiefe des jungen Frauenherzens schauen und mit stolzer Freude bemerken konnte, daß er selbst und Niemand sonst dessen innerste Gemächer bewohne. Mit würdevoller Ruhe sah er also, wie der Krämer seine Waaren und seine Abenteuer auskramte. Was ihn übrigens noch sorgloser machte, war der Umstand, daß Kristense, seine schöne Schwester, die, wie er, von Kindheit an den Niels Studtmann gekannt hatte, von diesem so eingenommen

war und ihre Liebe so unverhohlen an den Tag legte, daß der flüchtige Krämer, ganz von ihr besiegt, in ihrer Nähe sich gleichsam auf Gnade und Ungnade ergab und sich ihr gegenüber ebenso freundlich und zuvorkommend zeigte, als er es gegen das vornehme Fräulein war. Herr Eiler Ged bemerkte sehr wohl das verliebte Benehmen der zwei jungen Männer; aber dieser Gedanke entlockte ihm nur ein Lächeln. Er strich sich mit der Hand über den Bart und ließ der Sache ihren Gang. Es konnte ihm ja keinen Augenblick einfallen, seine Tochter einem Bürgerlichen zu geben; und das gab er ihnen auch bei jeder Gelegenheit ohne alle Umschw eife zu verstehen. Er ließ sie zwar nicht in's Hundeloch werfen, wie es mancher andere mannhafte Ritter gethan haben würde; auch ließ er sie nicht zur Thür hinaussetzen, ja, er wies sie nicht einmal mit Hohn zurück, da sie ja doch noch immer nicht verlangt hatten, was ihr Herz begehrte. Er war selbst ein guter Mann; er hatte in Borre manchen Becher in lustigen Zechgelagen mit Michel Boel geleert und war ein guter Freund und Kamerad des verschwundenen Bruders gewesen. Der Hauptgrund seiner Mäßigung aber war der, daß er die Jünglinge aus Furcht vor seiner Tochter, die ihn in allen Dingen mit unumschränkter Gewalt beherrschte, nicht übel zu behandeln wagte.

Inzwischen hatte Herr Claus Boel einige Jahre

lang unter dem Rentmeister des Königs gearbeitet und geschrieben, und Niels Studtmann hatte mehrere Reisen nach Brabant und Brittannien, nach Rußland und Preußen gemacht, und Beide kamen an einem und demselben Tage zurück. Der Handelsmann brachte die schönsten Waaren mit, als Pelzwerk, Sammet, Brokate, Geschmeide von Gold und Edelsteinen, Schwanzfedern vom Vogel Strauß, kostbare Leinwand und dergleichen mehr; der junge Gelehrte führte einen königl. Brief in der Tasche, der ihn zum Bürgermeister in seiner Vaterstadt ernannte. Beide glaubten nun einen festen Grund zu besitzen, auf dem sie weiter bauen könnten. Sie beschlossen somit, den wichtigen Schritt des Lebens zu unternehmen, der in den Ehestand führt, und es begab sich, daß Beide an einem und demselben Tage, nachdem sie sich vorher schriftlich an den Vater, Herrn Eiler Geb, gewandt hatten, auf Nordfeld zusammentrafen, um eine mündliche Antwort entgegenzunehmen.

Der Haushofmeister führte die beiden jungen Männer in den großen Saal. Es war ein heller Vormittag, und das Sonnenlicht zeichnete in scharfen Umrissen die hohen Bogenfenster auf den schwarzen und weißen Marmorfliesen des Fußbodens. Hier wanderten sie schweigend nebeneinander und maßen beklommenen Herzens mit gleichförmigen Schritten das Zimmer. Kurz darauf wurde die große Thür geöffnet, und der Guts-

herr trat herein. Er ging etwas gebeugt, sein Haupt bedeckte eine Calotte von rothem Sammet, die rechte Hand stützte sich auf einen Stock von Bambusrohr und die linke strich den langen, grauen Bart, während ein listiges Lächeln in seinen kleinen Augen lauerte. Er setzte sich in einen großen Lehnstuhl, und bat die zwei Fremden, auf Tabouretten Platz zu nehmen, die zu beiden Seiten hingestellt waren. Darauf redete er sie folgendermaßen an:

„Ich habe Eure beiden Briefe gelesen, und gegen den Inhalt derselben kann ich, was die Sache selbst betrifft, nichts einwenden. Es ist sehr natürlich, daß Ihr Euch nach einer holden Braut und einer guten Hausfrau sehnt, und beides würdet Ihr in Fräulein Maren Ged vereinigt finden. Ich habe nichts gegen Euch, als gute Freunde und Mitchristen. Eure Väter habe ich gekannt, und sie waren brave Männer. Ihr selbst seid, ein Jeder an seinem Platz, höchst ehrenwerth. Wäre ich Eures Standes, so würde Euer Anerbieten mit Freude aufgenommen werden. Aber," — hier spielte Herr Eiler Ged mit der schweren Goldkette, die sich in sechsfachen Windungen bis auf seinen sammetnen Bauch hinunterzog, und betrachtete das Konterfei von dem Urgroßvater seines Ururgroßvaters, welches die eine Wand des Saales zierte, — „aber die Tochter eines Ritters kann ihre Hand nur in die Rechte eines

Bräutigams legen, dessen Linke sich an einen echten Schild lehnt; und sollte ich oder irgend ein anderer Ritter von dieser Regel abweichen, so müßte es unter ganz besonderen Umständen geschehen. Um Euch nun eine Möglichkeit zu zeigen, solche Umstände herbeizuführen, unter welchen Ihr das Ziel Eurer Wünsche erreichen könnt, will ich eine Bedingung festsetzen, und ist diese erfüllt, will ich Euren bürgerlichen Stand übersehen und meine Tochter einem Unfreien geben. Aber die Bedingung soll nicht in natürlichen, angebornen Eigenschaften begründet sein, die von Eurem freien Willen unabhängig sind; sie soll für beide Theile gleich sein. Merkt also genau auf: Der von Euch, der zuerst im Stande ist, den Fußboden dieses Saales mit vollwichtigen Goldgulden so zu bedecken, daß kein Fleck von den weißen und schwarzen Feldern zu sehen ist, der soll mein Schwiegersohn sein und Maren Ged als Braut heimführen."

Herr Eiler Ged schwieg, strich lächelnd seinen grauen Bart und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Die zwei Freier starrten erst mit großen Augen den hartherzigen Gutsherrn an; darauf maß ihr verwirrter Blick unwillkürlich den verhängnißvollen Fußboden, als wollten sie die Länge und Breite desselben genau erforschen. Sie schnappten nach Luft, wie Fische, die auf's Trockene gerathen sind.

Da öffnete sich eine Thür, und Fräulein Maren Ged, der zwei Diener mit einem gedeckten Frühstückstisch auf dem Fuße folgten, trat in all ihrer jugendlichen Lieblichkeit herein. Es war nicht die Haube von Goldstoff auf ihrem schwarzgelockten Haupte, nicht das rothsammetne Mieder, von silbernen Spangen um den vollen Busen zusammengehalten, nicht das schwarze Atlaskleid, noch die kleinen Schuhe mit silbernen Schnallen, die einen Zauber auf die jungen Männer ausübten, nein, der frische, blühende Mund und die kecken, blitzenden Augen waren es, die eine jede Bedenklichkeit niederschlugen. Bei dieser Offenbarung, die in diesem Augenblick mit der ganzen Macht der Neuheit auf sie einwirkte, schien ihnen nichts unmöglich. Jeder von ihnen ergriff unwillkürlich eine von des alten Herrn Händen und lispelte mit leiser, aber fester Stimme: „Herr Ritter, ich will die Bedingung erfüllen!“

„Gut, gut!“ antwortete Herr Eiler Ged und schüttelte recht herzlich, aber mit einem schelmischen Lächeln, Beider Hände. „Aber es hat doch wohl keine so große Eile? Wir könnten wohl erst ein kleines Frühstück einnehmen?“ Er führte die jungen Männer zu Tisch, und als sie hier den kräftigen Gerichten fleißig zugesprochen und noch fleißiger die schimmernden, mit starkem, gewürztem spanischen Wein gefüllten Becher geleert hatten, fühlten sie sich im Stande, eine jede Schwierigkeit

zu überwinden, und verließen Nordfeld mit festen Vorsätzen und hochfliegenden Hoffnungen.

Man hätte nun denken sollen, daß diese zwei verliebten Jünglinge, da ihr Sinn so entflammt war, leicht unterwegs in Streit gerathen wären, während sie auf ihren Kleppern nach Borre zurückritten. Keineswegs! Sie hegten keinen Groll gegen einander sie theilten vielmehr einander in aller Gemüthlichkeit die Pläne zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zieles mit. Hieran hinderte sie insofern nichts, als ihre Pläne so beschaffen waren, daß sie einander gegenseitig nicht kreuzen oder hemmen konnten. Der Eine baute auf seinen Kredit bei Hofe, der Andere auf den in fremden Ländern und Städten. Während nun Jeder für sich unterwegs dem Freunde und Mitbewerber die Stärke und Zuverlässigkeit dieser Stützpunkte entwickelte, konnten sie nicht umhin, vor Mitleid über des Gegners Schwäche und das Unhaltbare seiner Erwartungen im Herzen zu lächeln.

Als nun diese begeisterte Stimmung zu Hause sich etwas gelegt und einem ruhigen Nachdenken Platz gemacht hatte, hätte man annehmen sollen, daß Aengstlichkeit und Muthlosigkeit sich ihrer werde bemächtigt haben. Im Gegentheil! Claus Boel, der sein Bürgermeisteramt noch nicht angetreten hatte, erklärte seinem Vater, daß er noch eine Reise nach dem Hoflager des Königs unternehmen müsse, und Niels Studtmann ord-

nete daheim seine Angelegenheiten, empfahl seinen Leuten verdoppelten Eifer und besondere Achtsamkeit, ging an Bord seines eigenen Schiffes und steuerte einem deutschen Hafen zu.

Niedergebeugt und muthlos war nur die hübsche Kristense Boel, die mit bleichen Wangen daheim saß und den Flachs, den sie spann, mit ihren Thränen netzte. Denn obgleich der Krämer sie freundlich und gut behandelte, in ihrer Gesellschaft vergnügt und munter war, ihr schöne Sachen gab, wenn er von einer Reise zurückkam, so hatte dies Alles doch keine rechte Art; es hatte nur den brüderlichen, lauen Wärmegrad, und ihr Herz brannte ja in hellen Flammen. Seine fleißigen Besuche auf Nordfeld, seine plötzliche Abreise und der Grund zu beidem, der ihr verschwiegen wurde, brachen beinahe ihr junges Herz. Der alte Michel Boel that Alles, um sie zu trösten, und schenkte ihr unter Anderm ein schönes Gebetbuch, herrlich vergoldet und mit hübsch gemalten Bildern geschmückt. Doch ach, das war nicht die rechte Arznei für das Herzweh, das sie bedrückte, und ihr Vater sah mit inniger Betrübniß, wie sie mit matten Augen und bleichen Wangen umherging. Doch diese Betrübniß sollte noch größer werden.

Herr Claus Boel kam nämlich nach einer unvermuthet kurzen Zeit von seiner Reise nach dem Hoflager zurück, und man ersah deutlich aus seinem ganzen Be-

nehmen, daß die Hoffnungen, die er so stolz auf die Freundschaft seiner hohen Gönner gebaut hatte, gescheitert waren. Man sah ihn stumm und ernsthaft die Straße entlang wandern, und im Rathe versank er so oft in tiefe Gedanken, daß sein Nebenmann ihn mitunter an den Ellnbogen stoßen mußte.

Auch Niels Studtmann kam viel früher nach Hause, als man ihn erwartet hatte. Er schien froh gelaunt zu sein; aber es breitete sich doch gewissermaßen ein dichter Schleier über seine Heiterkeit, und seine Zungengeläufigkeit hatte bedeutend abgenommen; kurz, es war ihm anzumerken, daß ein Geheimniß auf ihm lastete. Er besuchte keinen seiner Freunde in der Stadt, machte sich aber früh am nächsten Morgen auf den Weg nach Nordfeld.

Der alte Herr war gerade abwesend und wurde erst um die Mittagszeit des künftigen Tages zurückerwartet, und dies war dem Krämer sehr lieb. Es wurde ihm dadurch, so hoffte er, volle Gelegenheit geboten, mit der Auserwählten seines Herzens, von der er sich eine Unterredung erbat, in aller Ruhe zu sprechen.

Maren Ged, die die schweren Bedingungen kannte, die ihr Vater den jungen Freiern auferlegt hatte, war sehr neugierig, zu erfahren, was wohl den Einen in so großer Eile zu ihr zurückgeführt habe.

Ihr Schlafgemach war im untersten Stockwerk ne-

ben dem des Alten belegen; doch sie hatte sich noch außerdem zu ihrem eigenen Gebrauche eine andere kleine Kammer eingerichtet. Es war ein kleines, rundes Stübchen, hoch oben in einem der runden Thürme des Hofes; die Fenster desselben waren dem nahen Walde zugekehrt, und es lag von dem übrigen bewohnten Theile des Hauses ganz getrennt. Hier hatte sie ihre Turteltauben, hier standen schöne Blumen, hier hing ihre Laute, und hierhin zog sie sich zurück, um dem Gesange der Vögel zu lauschen, oder ihre eigene Stimme ertönen zu lassen, und hier vergoß sie Thränen der Rührung über Magellona's Jammer und über Tristan's und Isolde's trauriges Schicksal, oder sie lachte im Geheimen über die losen Streiche des Eulenspiegel.

Hierhin führte sie Niels Studtmann, bot ihm einen Stuhl und nahm selbst ihre Stickerei zur Hand.

„Nun," sagte sie lächelnd, „was habt Ihr mir denn zu erzählen, Herr Niels?"

Nachdem er sich geräuspert hatte und auf dem Stuhle hin- und hergerückt war, begann er: „Das Erste und Wichtigste, was ich Euch, mein schönes Fräulein, zu sagen habe, ist, daß ich mich um Euer Herz und um Eure Hand bewerbe."

„Ei, ei! Gott segne Euch!" rief Maren Ged, laut lachend, „seid Ihr vielleicht in dem Garten des Berggeistes gewesen? Habt Ihr schon all' die blanken Gul-

den in der Tasche? Laßt doch sehen! Ihr wißt ja, nur alsdann darf ich Euch anhören!"

„Da Ihr Alles wißt," antwortete Niels Studtmann ernst, „so will ich Euch ohne alle Umschweife kund thun, was mir den Muth giebt, so frei mit Euch zu reden. Ich kann dann später mit um so größerer Sicherheit mein wichtigstes Anliegen besprechen. — Als ich das letzte Mal in Claus Boel's Gesellschaft von hier fortritt, geschah es nicht mit so leichtem Herzen, wie es vielleicht den Anschein hatte. Ich war wie berauscht von Liebe und Hoffnung; aber in der Tiefe meiner Seele dämmerte doch der Gedanke an die Unmöglichkeit, die strenge Bedingung Herrn Eiler Ged's zu erfüllen. Indessen bereitete ich doch schnell Alles zu einer Reise vor; — ich wußte selbst kaum, wohin und zu welchem Zwecke. Alle meine Kraft wollte ich aufbieten, Alles wollte ich wagen! Auf meinem eigenen kleinen Schiffe segelte ich nach Pommern und stieg bei Stralsund an's Land. Im Hafen ward ich unter einer Anzahl anderer Schiffe ein starkes, leichtgebautes Fahrzeug gewahr, das danach aussah, eine große Menge Segel führen zu können. Es ließ eine rabenschwarze Flagge auf halber Stange wehen, und über derselben war das Stralsundsche Wappen gehißt. Man sagte mir, es sei ein Seeräuberschiff, welches vor einigen Tagen durch die Verrätherei der Mannschaft in die Hände der Stralsunder

gerathen und dorthin geführt worden sei. Als ich mich in die Stadt begeben hatte, bemerkte ich unter der Bevölkerung ungewöhnliche Unruhe und ein lebhaftes Treiben. Der Strom drängte sich dem Marktplatze zu, wo der Zusammenlauf am größten war. Aller Augen waren auf das Rathhaus gerichtet. Vor diesem war ein Gerüst errichtet, auf welchem ein Mann stand, und dieser war es, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In dem Gedränge sah ich einen meiner Freunde in der Stadt, den berühmten, großen Kaufmann Herrn Stirnmeier. Ich näherte mich ihm mit freundlichem Gruß, und erbat mir eine Erklärung über das, was ich hier sah, und er ertheilte mir solche bereitwillig. Es sei, sagte er, der unter dem Namen des schwarzen Schiffers so berüchtigte und gefürchtete Seeräuber, der seit undenklichen Zeiten der Schrecken aller Seefahrer in diesen Gewässern (auch er habe durch seine Missethaten große Verluste erlitten) gewesen sei. Der Verbrecher soll nun nach der Sitte dieser Stadt drei Tage nacheinander und jedesmal eine Stunde so öffentlich ausgestellt sein, damit eine möglichst große Anzahl von Seefahrern sich überzeugen könne, daß sie bald von dieser Geißel befreit sein würden. Heute sei, fuhr Herr Stirnmeier fort, der dritte Tag, und am nächsten solle er von dem Pferde des Henkers auf einer Ochsenhaut aus der Stadt geschleift, von unten herauf

gerädert und lebendig auf's Rad gelegt werden. An jedem der zwei vorhergehenden Tage habe der schwarze Schiffer am Schlusse der Stunde mit lauter Stimme einige Worte gerufen; doch Niemand habe sie verstehen können, da er weder Wendisch, noch Deutsch gesprochen habe. Man vermuthete, sagte Herr Stirnmeier, daß es Schwedisch oder Dänisch sein müsse. Als ich dieses vernahm, wurde ich noch neugieriger, diesen Menschen genauer zu betrachten. Ich bahnte mir einen Weg durch das dichte Gedränge und konnte ihn bald deutlich sehen. Er war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, breitschulterig und stark gebaut. Sein Haar und sein Bart waren grau und kraus; ein paar große Narben über Stirn und Gesicht ließen vermuthen, daß er manchen harten Strauß bestanden habe. Seine schwarzen Augen waren noch jetzt, wie er so da stand, so leuchtend und keck, daß man sehr wohl begriff, daß Gefahr und Mühe für ihn nur ein leichtes Spiel gewesen. Er stand mit auf dem Rücken zusammengeschnürten Händen an einen Pfahl gebunden, und sechs Stadtdiener mit Flinten und brennenden Lunten hielten Wache bei ihm; er sah aber aus, als ob er sie Alle beherrschte. Ich hatte dicht vor dem Gerüst einen Platz gefunden, und als ich meine Augen erhob, um ihn so recht in der Nähe zu betrachten, begegneten sich unsere Blicke. Da erhob er plötzlich seine rohe, aber klangvolle und mächtige

Stimme und rief: „Ist hier Jemand zugegen von Hoch-Möen?“

Eine allgemeine Stille trat ein, und Alle sahen nach ihm hin. Mein Herz pochte laut; ich fühlte sowohl Mitleid, als Angst. Indem ich sein Gesicht betrachtete, wurden meine Gedanken auf Jemanden hingelenkt, den ich sehr lieb habe, und ich glaube, daß es neben der Neugierde diese Aehnlichkeit war, die mich dazu antrieb, einen Schritt vorwärts zu machen und zu antworten: „Ja, ich bin von Hoch-Möen.“

„Dann will ich allein mit Euch sprechen,“ entgegnete der schwarze Schiffer.

Ich erwiderte, daß ich hierzu bereit sei, vorausgesetzt, daß mir von Seiten der Obrigkeit die Erlaubniß dazu ertheilt würde. Der Mann schwieg und richtete wieder seine schwarzen Augen zur Erde.

In Stralsund bin ich wohl bekannt, und selbst der Bürgermeister ist einer meiner Gönner. Auf mein Begehren gab er Befehl, daß man mir freien Zutritt zu dem Gefangenen verstatte, sobald derselbe in sein Gefängniß zurückgeführt sei, um die letzte Nacht daselbst zu verleben. Der Kerkermeister, bei dem ich mich meldete, nahm sein Schlüsselbund hervor und öffnete die äußere Thür des Rathhauskellers, vor welcher eine Wache stand. Wir stiegen einige Stufen hinunter; es wurde abermals eine eisenbeschlagene Thür geöffnet,

und jetzt befanden wir uns im Kerker. Der Schließer setzte eine brennende Lampe auf den Fußboden und ging hinaus. Ich stand jetzt allein dem fürchterlichen Manne gegenüber; er saß auf einer Pritsche, mit schweren Ketten an Händen und Füßen, beide Hände stemmte er gegen die Knie und betrachtete mich mit einem festen, durchbohrenden Blick.

„Wo seid Ihr her?“ fragte er in einem Tone, der genugsam zu erkennen gab, daß er gewohnt sei, nicht lange auf die Antwort zu warten, und ich beeilte mich auch zu sagen: „Aus Borre!“

Als ich diesen Namen nannte, war es, als ob ein Zittern die Glieder des starken Mannes durchbebte.

„Genug, genug!“ rief er, „sage weiter nichts! — Nenne keinen Namen! — Ich will nichts dergleichen hören! Ihr seid von Möen, das verräth Eure Sprache. Ihr sollt mein Testament hören!“

Hier schwieg er. Seine Aussprache gab mir einen deutlichen Beweis dafür, daß ich es hier mit einem Landsmann zu thun habe.

„Hört nun genau zu,“ fuhr er nach kurzem Bedenken fort. „Ich bin reich, wie ein König, und meine Schätze, die in gemünztem Golde bestehen, habe ich im Schooße meines Vaterlandes verborgen. Ab und zu verließ ich meine Leute, begab mich ganz allein zu den weißen Felsen, stieg an's Land, vertiefte mich bei Nacht-

zeit in den Wäldern und vergrub da mein Gold. Mein Weg ging den Maglevandsfall hinauf, über Dronningstolen, bei Vitmunds-Nakke vorbei, über Aasen in's Grimsthal. Hier ging ich in der Richtung von Ost nach West einem Platze zu, auf welchem zwei große Eichen stehen. Bei Mitternacht steht in dieser Jahreszeit ein glänzender Stern gerade mitten zwischen den Kronen dieser Bäume, wenn man zwanzig Schritt vor ihnen Halt macht. Da liegt ein breiter Stein, auf dessen oberer Fläche sich das Zeichen eines Rosses befindet und auf dessen untere Fläche ich selbst die Worte eingehauen habe: Du, der Du diesen Stein gehoben hast, bist mein Erbe. Wollt Ihr," so schloß der schwarze Schiffer, „nun mein Erbe sein?"

Bei dieser Stelle in des Kaufmanns Erzählung stieg das Blut plötzlich in die Wangen des Fräuleins, als ob ein klarer Gedanke in ihrem Innern erweckt worden sei; doch sie faßte sich und fragte anscheinend ruhig: „Nun, und Ihr glaubt also solche Märchen, und denkt mich durch derartige Erfindungen zu fangen? Ja, nun freilich, das Sprichwort sagt: Kinder lockt man mit Kuchen, Mannsleute mit Küssen und Frauenzimmer mit schönen Worten!"

„Hat der Mann mich betrogen," erwiederte Niels Studtmann etwas verblüfft,„ so — —"

„Nein, sagt mir doch," unterbrach ihn das junge Mädchen, „was wurde denn aus dem schwarzen Schiffer?"

„Ich verließ ihn," antwortete der Kaufmann, „mit klopfendem Herzen und in der Hoffnung, daß das Ziel meiner Wünsche vielleicht nahe sei. Den Tag darauf verbreitete sich das Gerücht, daß er aus dem Gefängniß entsprungen sei. Doch noch am Abend desselben Tages wurde er wieder nach Stralsund zurückgeführt, jedoch als Leiche. Bei einem seiner Hehler in einem kleinen Fischerhause an der Küste war er von den ausgesandten wohlbewaffneten Leuten überrumpelt worden, gerade als er im Begriff war, wieder in See zu stechen. Er hatte sich gegen seine Verfolger wie ein Bär vertheidigt. Ein Schuß aus einer Hakenbüchse streckte ihn zu Boden."

Hier athmete Niels Studtmann tief auf und bereitete sich auf einen neuen Angriff vor. Da horchte das Fräulein. „Ich glaube, daß mein Vater heimgekommen ist," sagte sie schnell, „ich will ihm entgegengehen. Wartet hier ein wenig!" Maren Ged stand auf, ging durch die kleine, dicke Thür von Eichenholz, die die Kammer verschloß, schob ganz leise die zwei eisernen Riegel vor, drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse um, zog ihn ab und steckte ihn in die Tasche, worauf sie mit ihrem raschelnden Seidenkleide, einer Schlange gleich, sich schnell die enge Wendeltreppe hinunterwand. Aus einem

geschriebenen Liederbuche riß sie ein reines Blatt und schrieb in zitternder Eile einen Brief, versiegelte ihn, übergab ihn einem treuen Diener, der gleich darauf zu Pferde saß und den Weg nach Borre einschlug. Dort suchte er den Bürgermeister Claus Boel auf und überlieferte ihm sehr geheimnißvoll den Brief.

Als das Fräulein dieses besorgt hatte, ging sie ganz ruhig im Hause umher, ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach und überließ den Herrn Niels Studtmann in der abgelegenen Thurmkammer der Einsamkeit und heilsamen Betrachtungen, worin ihn, wie sie wußte, Niemand stören konnte.

Am Abend desselben Tages wanderten zwei in Kutten eingemummte Männer in der Dämmerung aus dem südlichen Thore der Stadt Borre und verfolgten den Weg nach Magleby. Am Ende des Dorfes blieben sie bei einem der letzten Häuser stehen und klopften an. Nachdem sie einige Worte mit dem Manne im Hause gewechselt hatten, zog dieser einen Wagen hervor, führte zwei starke Zugochsen aus dem Stalle herbei, spannte sie vor den Wagen, warf Hacken und Spaten hinten in denselben, und jetzt setzten sie sich alle Drei wieder in Bewegung. Der Weg führte durch den Wald; sie kamen bei dem Gjedder See vorbei und bogen dann ab nach dem Grimsthale, dessen äußerstes östliches Ende sie bald erreichten. Der Himmel war umwölkt, die

Nacht still; nichts hörte man, als das Knarren der Räder und das Schnaufen der Ochsen. Es war schon gegen Mitternacht. Der Wagen machte eine Wendung, und nun stellte der eine der zwei Herren sich an die Spitze des Zuges, indem er flüsterte: „Folgt mir!"

Nachdem er eine bedeutende Strecke von Osten nach Westen zurückgeschritten war, machte der Führer eine Bewegung mit der Hand, worauf der Wagen still hielt. Darauf begann er zu suchen; er fühlte vor sich hin mit seinem eisenbeschlagenen Stabe, und plötzlich hörte man ihn mit dem Stock ein paar Male auf einen Stein schlagen; er strich mit dem Stock über den Stein, und es klang, als wenn man mit einer eisernen Gabel über einen Rost streicht. Der Stein lag halb verborgen unter einem großen Weißdorn. Nun sprach er mit gedämpfter, bebender Stimme: „Hier ist es!"

Alle Drei bewaffneten sich mit Hacken, Spaten und Brechstangen und arbeiteten so kräftig und flink, daß sie binnen kurzer Zeit den großen, flachen Stein von der Stelle gewälzt hatten. Nachdem Erde und Gerölle beseitigt waren, zeigte sich ihren Blicken eine mit Steinen eingefaßte Grube, und in dieser vier schwere, eisenbeschlagene Kasten. Nur mit großer Mühe gelang es ihnen, diese auf den Wagen zu laden. Als sie sich mit diesen auf den Heimweg begaben, begann schon der Tag zu dämmern, die Hähne krähten von Dorf

zu Dorf, und die stöhnenden Ochsen dampften in der kalten Morgenluft.

Herr Eiler Ged war gerade von seiner Reise zurückgekehrt. Es war um die Mittagsstunde. Er stand noch im Burghofe neben seinem Pferde, nahm Berichte entgegen und ertheilte Befehle an mehrere seiner Leute, die um ihn her standen. Da hörte man von fern her den Klang von Trompeten und Pauken, und gleich darauf sah man einen Zug sich langsam und feierlich die große Lindenallee hinaufbewegen, die nach Nordfeld führte. An der Spitze ritten zwei geputzte Trompeter und ein Paukenschläger, die aus allen Kräften bliesen und trommelten. Ihnen folgte ein schwerer Bauernwagen auf vier hohen Rädern, vor den ein Paar kräftige Zugochsen gespannt waren; und hinterdrein kamen Michel Boel und sein Sohn, der Bürgermeister Claus Boel, jeder ein stattliches Pferd reitend.

Der Gutsherr machte große Augen und wußte nicht, was er von diesem Aufzuge denken sollte. Die Leute auf dem Hofe streckten die Köpfe aus den Fenstern und Thüren heraus, alle Hunde bellten, der Pfauhahn schrie auf dem Dache, und die Tauben wurden aufgeschreckt und kreisten um den ganzen Hof. Zuletzt, gerade als der Wagen vor der großen steinernen Treppe hielt und beide Reiter von ihren Pferden gestiegen waren, erschien auch das Fräulein Maren. Ihre Augen

funkelten, ihre Wangen glühten und ein Lächeln belebte ihr holdes Angesicht. Sie stellte sich neben ihren Vater und erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit, was jetzt geschehen werde.

Da trat der alte Michel Boel hervor, zog das schwarze Sammetbarett von seinem Haupte, verbeugte sich tief sowohl vor dem Vater, als vor der Tochter, und sprach: „Wohlgeborener Herr Ritter! Ihr werdet eingedenk sein, daß mein Sohn, der gegenwärtige gestrenge Bürgermeister Claus Boel, der eine tugendsame Liebe für Eure Tochter, das edle Fräulein Maren, hegt, sich vor einiger Zeit erdreistete, sie von Euch zur Ehe zu erbitten. Ihr werdet desgleichen eingedenk sein, daß Ihr ihm als Antwort auf sein ehrerbietiges Begehren gerade keinen abschlägigen Bescheid ertheiltet, aber statt dessen ihm Bedingungen auferlegtet, unter welchen er hoffen dürfe, die Wünsche seines Herzens erfüllt zu sehen, — Bedingungen, die nahezu in Euren und in aller anderen vernünftigen Leute Augen einer Verweigerung gleichkommen mußten, alldieweil es als unthunlich erscheinen mußte, daß der Freier sie erfüllen könne. Ihr erinnert Euch ferner, daß er so verwegen war, den Handschuh anzunehmen, den Ihr ihm zuwarft. Nun steht er hier, um zum zweiten Male um Eure Tochter anzuhalten, indem er jetzt durch den Beistand des allmächtigen Gottes im Stande ist,

die Bedingung zu erfüllen, die Ihr ihm auferlegt habt. Wenn Ihr es genehmigt, werden wir sogleich, wie Ih es verlangt habt, den Fußboden in Eurem großen Rittersaal mit vollwichtigen, blanken Goldgulden bedecken können. Wir haben nämlich unsern nächsten Anverwandten, meinen seligen Bruder, der vor Kurzem gestorben ist, beerbt!"

„Das ist nicht wahr!" rief eine zornige Stimme aus dem Gedränge heraus, welches sich um die Hauptpersonen gebildet hatte, und Niels Studtmann, der durch die gütige Vorsorge des Fräuleins nun endlich aus seinem Kerker erlöst war, trat hervor mit einem purpurrothen Gesicht und dem Weinen nahe.

„Was ich sage, ist in jeder Beziehung gewiß und wahr," antwortete der alte Michel Boel in ruhigem Tone; „ich kann sogar meines Bruders Testament vorlegen. Ach, nehmet mir doch das Dokument vom Wagen herunter!"

Einige von den gegenwärtigen Dienstboten hoben mit großer Mühe einen langen und breiten, aber flachen Stein vom Wagen und stellten ihn aufrecht auf die Kante. Auf der einen Seite waren Furchen eingegraben, welche die Figur eines Rostes bildeten; auf der andern Seite konnte man die folgenden, mit großen Buchstaben eingehauenen Worte lesen:

„Du, der Du diesen Stein gehoben hast, bist mein Erbe.

Andreas Jensen Boel aus Borre."

Alle betrachteten und befühlten den Stein und lasen mit großer Verwunderung die Schrift, und Niemand konnte bestreiten, daß die Erbschaft in jeder Hinsicht in die rechten Hände gefallen sei.

Niels Studtmann schwieg; er konnte ja nicht eingestehen, daß er sich gewissermaßen der Erbschleicherei habe schuldig machen wollen.

Fräulein Maren Ged rieb sich die schneeweißen Hände und wußte vor Freude kaum, auf welchem Fuße sie stehen wollte.

Endlich brach Herr Eiler Ged, der die ganze Zeit hindurch mit offenem Munde und aufgerissenen Augen da gestanden und nach alter Gewohnheit seinen grauen Bart gestreichelt hatte, das jetzt eingetretene Schweigen. Er wandte sich an den Vater und den Sohn und sagte: „Ja, Ihr guten Herren, dies Alles ist ja recht schön und gut; aber was enthalten denn diese Kasten? Wollt Ihr mir wirklich einbilden, daß Ihr meine Bedingung erfüllen könnt? So laßt uns denn sehen!"

Da erfaßten Vater und Sohn einen der eisenbeschlagenen Kasten, und durch Hülfe einiger Knechte brachten sie ihn vom Wagen herunter und in den großen Rittersaal hinein. Hier wurde er mitten auf den ge-

würfelten Fußboden gestellt, geöffnet und umgewälzt, und siehe da! die rothen, blanken Münzen rollten heraus und bedeckten mehr als den dritten Theil von der Fläche der Diele.

Bei diesem Anblick strahlten Herrn Eiler Ged's begierige Augen mit dem Glanz der Entzückung. Er sah sich um, erblickte seine Tochter, die lächelnd neben ihm stand, ergriff ihre und des Bürgermeisters Hände und zog das Paar auf den glänzenden Haufen, und hier, mitten im Golde stehend, fügte er ihre Hände in einander, indem er sagte: „Hier verlobe ich vor Gottes Angesicht und in dieser guten Männer Gegenwart Dich, meine Tochter, Fräulein Maren Ged, mit dem gestrengen Herrn Bürgermeister Claus Boel. Mein und des Herrn Segen ruhe über Euch! Amen."

Während sich dies Alles zutrug, und Aller Augen auf das Abenteuer gerichtet und mit demselben beschäftigt waren, hatte Niels Studtmann sich die Gelegenheit ersehen und war nach dem Stalle geschlichen, wo er Tags zuvor sein Pferd untergebracht hatte. Als er eintrat, wandte das Pferd den Kopf nach ihm hin und empfing ihn mit einem freundlichen Wiehern, welches indeß jetzt den Ohren des armen Krämers wie Hohngelächter klang. Schnell legte er den Sattel auf, spannte den Gurt, zäumte den Klepper, setzte sich darauf und sprengte in vollem Galopp seiner Heimath zu.

Auf halbem Wege fiel ihm mittlerweile plötzlich etwas ein; er hemmte den rasend schnellen Lauf seines schnaufenden Pferdes und ließ es im Schritte gehen, während er in seinem Herzen sich selbst folgendermaßen anredete: „Du bist doch ein großer Esel, Niels, und ein recht dummer Kerl noch dazu! Du wolltest Deinen besten Freund um sein rechtmäßiges Eigenthum und um seine Braut, die ihn liebt, betrügen. Anspucken möchte ich Dich! (Hier spuckte er weit in's Feld hinaus.) Und Maren Ged? Sie konnte Dich ja gar nicht leiden, das war deutlich genug. Hättest Du sie gegen ihren Willen zur Ehefrau bekommen, — sie würde Dich nur unglücklich gemacht haben! Danke Deinem Gott und Schöpfer und sei froh, daß Du so gut davon gekommen bist! — Nun ist die Familie Boel ungeheuer reich! — — Claus behält nicht Alles, — der Vater bekommt seinen Antheil — — und die Tochter den ihrigen! Die Tochter? Ja, die kleine, allerliebste Kristense, die immer so viel von Dir gehalten hat, du Dummkopf! und die Du zum Lohn dafür so kalt und hart behandeltest! Pfui! schäme Dich! (Hier spuckte er nochmals.) Ich weiß schon, was ich thue! Sie erhält ja auch ihren Antheil, und der wird nicht gering werden!"

Nun gab er dem Gaule wieder die Sporen und erreichte in schnellem Trabe bald die Stadt Borre. Er ließ sein Pferd in den Stall führen und nahm sich nur

so viel Zeit, als nothwendig war, um sein Aeußeres ein klein wenig herauszuputzen; darauf begab er sich nach der Kirchenstraße, wo Michel Boel's Haus belegen war, vor welchem sich ein kleiner Garten befand. Er hob leise die Klinke der niedrigen Gartenthür, trat an's Haus und schaute durch's Fenster hinein. Drinnen in der kleinen Stube saß auf der einen Seite die alte Wibecke Boel, zurückgelehnt in einem weichen Lehnsessel. Sie war eingeschlafen, und Friede und Milde waren über ihre Züge verbreitet. Auf ihrem Schooße lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch; auf ihrem Schemel schlief eine Katze.

Aber auf der andern Seite der Stube war kein Friede. Dort saß Kristense vor ihrem Spinnrocken; das Rad schnurrte jedoch nicht und die fleißigen Hände ruhten auf dem Schooße des Mädchens. Das schöne Haupt war auf die Brust geneigt, und die blonden Locken verbargen ihre Wangen und die stillen Thränen. Sie saß da so vertieft in ihre traurigen Gedanken, daß sie Niels Studtmann's Gegenwart nicht eher bemerkte, als bis er, leise wie eine Katze schleichend, einen Stuhl genommen und sich dicht neben sie gesetzt hatte. Sie sah ihn wehmüthig und ernsthaft an und wollte etwas sagen; aber der junge Mann ließ sie nicht zu Worte kommen. Er legte seinen Arm auf die Stuhllehne, bog sich ihrem Ohr zu und flüsterte. Was er sagte, konnte

Niemand hören, als sie allein; ihr Gesicht verrieth aber bald, welcher Art seine Beredtsamkeit war. An einem regnerischen Sommertage fangen die Wolken plötzlich sich zu vertheilen an; ein leiser Luftzug bewegt sie schneller, das Auge der Sonne blickt ab und zu hervor, wird dann wieder von einem vorübereilenden Schleier verdunkelt, bis es zuletzt einen völligen Sieg davonträgt und alle seine freudigen Strahlen über die schimmernden Fluren und Wälder ergießt. So wechselte auch Helle mit Dunkelheit auf Kristense's Angesicht, bis endlich ihre Wangen ihre Rosengluth gewannen und ihre funkelnden Augen mit unsäglicher Freude an dem geliebten Freier hingen. Nun erwachte die Mutter, und nun redete er auch sie an.

Auf Nordfeld hatte mittlerweile der Rausch der Entzückung ziemlich lange gedauert. Als man endlich ein wenig zur Ruhe und Besinnung gekommen war, wollten Michel und Claus Boel sogleich fort, um der Mutter und der Tochter die frohe Kunde zu bringen; doch das wollte Herr Eiler Ged schlechterdings nicht erlauben. Er befahl sogleich, daß man in Eile einen Wagen bespanne, um sie herbeizuholen. Doch war das gar nicht nöthig; denn ehe man sich's versah, kamen beide Frauen, auf zwei Paßgängern sitzend und von Niels Studtmann begleitet, in den lärmerfüllten Hof

hereingeritten. Mutter und Tochter wurden von den Pferden gehoben und mit offenen Armen empfangen.

Als nun endlich eine kleine Windstille eingetreten war, benutzte der Krämer dieselbe, um in wohlgesetzten Redensarten dem Michel Boel seine Bitte vorzutragen; eine Bitte, die von Allen, namentlich durch den ausgesprochenen Willen der Mutter und durch die verschämten, aber bittenden Blicke der Tochter so kräftig unterstützt wurde, daß der alte, glückliche Küster gar nicht Nein sagen konnte.

Seit der Entstehung der Stadt Borre ward kein so glänzendes Fest daselbst gesehen, als da die zwei Paare vereinigt wurden. Die doppelte Hochzeit wurde im großen Rathhaussaale gefeiert und dauerte acht Tage; und während dieser acht Tage war in der Stadt und deren ganzen Umgegend nicht eine hungrige oder durstige Seele zu finden. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Alte und Junge erhielten ihren Antheil an der Freude.

Der Bürgermeister Claus Boel ließ den merkwürdigen Stein in die eine Wand seines Staatszimmers einmauern, wo er oft und bei feierlichen Gelegenheiten das eigenthümliche Testament vor Augen haben konnte. Er und seine Hausfrau lebten miteinander, wie es von zwei liebenden Herzen zu erwarten war und wie es einem christlichen, frommen Ehepaare geziemt. Sie

lehrten ihre Kinder, nach ihrem Beispiele von dem ungerechten Mamon einen schönen Gebrauch zu machen.

Die Zeit rann hin, und Borre schwand aus der Zahl der Städte, gleichwie Babylon und Persepolis. Viele hundert Jahre später fand man einmal beim Graben den großen, flachen Stein mit dem Roste und der Inschrift. Die Gelehrten gaben sich viele Mühe, um den Zusammenhang und die Bedeutung jenes Zeichens und dieser Schrift zu ergründen; es gelang ihnen jedoch nie. Nun wissen sie es.

lehrten ihre Kinder, nach ihrem Beispiele von dem ungerechten Namen einen schönen Gebrauch zu machen.

Die Zeit rann hin, und Borre schwand aus der Zahl der Städte, gleichwie Babylon und Persepolis. Viele hundert Jahre später fand man einmal beim Graben den großen, flachen Stein mit dem Reste und der Inschrift. Die Gelehrten gaben sich viele Mühe, um den Zusammenhang und die Bedeutung jenes Zeichens und dieser Schrift zu ergründen; es gelang ihnen jedoch nie. Nun wissen sie es.

Der rothe Mann.

1.

In der hübschen Stadt Nykjöbing auf Falster giebt es eine kleine Straße, welche die Bastebrostraße heißt. Dieselbe besteht aus zwei Reihen kleiner, niedriger Häuser und läuft in schräger Richtung nach dem Hafen hinunter. Die Straße ist so eng, daß, wenn die Diligence, wie ein Haus auf vier Rädern, hindurch rollt, die Reisenden, wenn sie wollen, dem Schuster durch das offene Fenster, oder der Frau die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor der Thür steht, die Hand reichen können. Sie ist zum größten Theile von Bürgersleuten bewohnt, die nicht wohlhabend genug sind, um größere Häuser in der Schloßstraße, oder in der Frisenstraße zu miethen, und hier finden sich mithin nur Taglöhner, Matrosen, Fischer und arme Handwerker. Vor mehreren Jahren wohnte hier auch ein Schornsteinfeger. Er war jedoch etwas bemittelter als die meisten anderen Bewohner der Straße; denn theils gab es für ihn immer Arbeit genung, da er in der Stadt sowohl, wie in den umliegen-

den Dörfern, und auf den Gütern Schornsteine fegte und Oefen reinigte, theils hatte er eine Frau, die durch Fleiß und Ordnungsliebe seinen Erwerb zusammenhielt und noch vermehrte. Er hatte sie in Kopenhagen, wo sie von englischen Eltern geboren war, geheirathet, und vom Bürgermeister hatte sie Erlaubniß erhalten, ein Wirthshaus zu errichten, wo Branntwein und Bier ausgeschenkt wurde und Mittagsessen für Diejenigen zu haben war, die damit fürlieb nehmen wollten. Man sah denn auch zu jeder Zeit eine Menge Matrosen, Schweden, Dänen und Holländer, sich bei Madame Hermannsen eine Herzensstärkung holen, und Madame Hermannsen, die, munter und lustig, neben dem Dänischen auch Englisch und Holländisch sprach, daß es eine Lust war, befand sich dabei selbst äußerst wohl. Sie konnte nicht nur selbst alle Tage eine nette, weiße Haube und eine weiße Schürze tragen, sondern auch ihre kleine Tochter Elisabeth sauber und fein kleiden.

Auch der Mann, der an den sechs Wochentagen so schwarz wie ein Mohr und nur am Sonntage roth und weiß wie ein anderer Christenmensch war, trug dann, wenn er Frau und Kind zur Kirche begleitete, ein Paar schneeweißer Vatermörder, die so steif waren, daß er kaum den Kopf zu bewegen wagte, wenn er den Bürgermeister grüßte. Die kleine Elisabeth ging alsdann mit hellrothem Kleide und mit einem Strohhute vor ihren

Eltern; an den Werktagen, wenn sie am Strande herumlief und spielte, durfte die Sonne ihr blondes Haar bescheinen. Und sie spielte gern am Strande; denn sie traf dort häufig einen Spielkameraden, der sie zu unterhalten verstand und der jede Gefahr von ihr abwehrte.

Diesen wohlhabenden Leuten gegenüber, deren Haus mit den blanken Fensterscheiben und den dahinter aufgestellten Blumentöpfen, Gläsern und Flaschen recht freundlich und einladend aussah, lag ein anderes Haus von weniger gefälligem Aussehen. Es war gegen Norden belegen, so daß die Sonne es nie bescheinen konnte; und hätte sie es auch gekonnt, so würde es den Bewohnern wenig genützt haben, denn die Scheiben in den wenigen, schiefen und baufälligen Fenstern waren so grün, so schmutzig und klein, daß die Sonne doch nie in's Zimmer hätte hineingucken können. Auch lohnte es wahrlich nicht der Mühe, da hinein zu gucken. Es war da ärmlich, öde und gar nicht sauber. An dem einen Fenster war eine Erhöhung angebracht, die eine Schusterwerkstätte trug; ein Bett ohne Umhang verbarg sich in einer Ecke, einige alte Stühle und ein verdrießlich aussehender Tisch füllten den übrigen sehr beschränkten Raum. An der Wand hing eine Nürnberger Uhr ohne Gehäuse, ein kleiner Schrank und eine Violine mit Bogen, alles mit Staub und Spinngewebe reichlich bedeckt. Der Kalk, dessen weiße Farbe längst

unkenntlich geworden, war an vielen Stellen heruntergefallen, und dem Fußboden sah man es an, daß in dieser Haushaltung nicht viele Besen verbraucht wurden. Kurz, — Alles bewies, daß die, welche hier wohnten, sehr arm und nebenbei keine große Freunde der Ordnung und Reinlichkeit seien.

In diesem traurigen Hause hatte viele Jahre eine sonderbare Persönlichkeit gewohnt. Er war seines Zeichens ein Schuster und hieß eigentlich Schwang, da er aber sehr zornig und barsch aussah, so daß er den Kindern auf der Straße Furcht einflößte, und dabei nur selten sprach und dann seine Worte in einem polternden, rauhen Tone hervorstieß, so hatte man ihm den Spitznamen „Bullenbeißer" gegeben, der später in „Bullebeis" abgekürzt wurde. Dieser Meister Schwang oder Bullebeis war aber gar nicht so schlimm, wie er aussah. Wenn man ihn näher kennen lernte, fand man bald, daß er ein braver und vernünftiger Mann mit einem freundlichem Gemüthe sei, der nur in seinem äußerlichen Wesen etwas Absonderliches habe. Die beiden Menschen, die bei ihm wohnten und mit ihm lebten, hatten auch nie Ursache, sich über ihn zu beklagen; sie waren im Gegentheil mit Allem wohlzufrieden, selbst wenn man berücksichtigt, daß es allerdings mitunter, was Essen und Trinken anbelangte, ein wenig knapp herging. Die alte Anna, die seine Haushaltung führte,

erhielt selten Gelegenheit, ihre Kochkunst zu üben; und der kleine Johann, ein dreizehnjähriger Knabe, sein Pflegesohn, der von Schwang sehr geliebt wurde, verwöhnte sich nicht durch feine Speisen und Leckerbissen. Das war ihm aber auch sehr zuträglich. Es schien aber auch wirklich, als ob der Meister Schwang, obgleich er fleißig manches Matrosen Stiefeln versohlte und mancher Köchin Schuhe flickte und immer Arbeit genug hatte, doch sehr wenig Geld zu verzehren habe. Als die Bürger der Stadt einst behufs der Einkommensteuer eingeschrieben werden sollten, erschien auch Bullebeis mit den Anderen auf dem Rathhause; und als die Reihe an ihn kam und der Bürgermeister ihn fragte: Nun, Meister Schwang, was verdienen Sie wohl im Jahre? so antwortete er: Ja, sehen Sie, Herr Justizrath, jedesmal, wenn ich meinen Topf an's Feuer setze, so kostet es mich einen Thaler. „Ei, ei, sagte der Bürgermeister, „das läßt sich hören!" „Ja, aber," nahm Meister Schwang schnell das Wort, „ich setze nur zweimal in der Woche meinen Topf an's Feuer!" Diese Erklärung bewirkte, daß man ihn in eine sehr niedrige Klasse der Steuerpflichtigen setzen mußte. — Bei aller Sparsamkeit des Meisters Schwang gab es doch einen Punkt, worin er sich nie knauserig erwies. Wenn es darauf ankam, eine neue Jacke oder einen neuen Rock für den kleinen Johann zu kaufen, wenn

die Rede davon war, Schulgeld zu zahlen, oder andere Ausgaben für ihn zu tragen, so hörte man nie ein böses Wort; er bezahlte willig und gab reichlich, denn er liebte den dreizehnjährigen Knaben. Dieser war denn auch der Einzige im Hause, der einigermaßen ordentlich aussah. Denn waren auch seine Kleider alt und einfach, so war es doch der alten Anna streng auferlegt, sie heil und rein zu halten, so wie überhaupt alle Sorgfalt auf den kleinen Burschen selber zu verwenden.

Wie Meister Schwang zu dem Knaben gekommen, und wem er eigentlich gehörte, wußte Niemand und Niemand bekümmerte sich darum.

Sein Pflegevater hielt ihn an, fleißig die Schule zu besuchen und zu Hause seine Aufgaben zu machen, und er gab genau Acht, daß Johann in seinen Freistunden nichts that, was Unrecht war. Damit hatte es auch keine Noth. Wenn er nicht lernen sollte, war er fast immer drüben bei der Madame Hermannsen, die ihm mitunter Leckerbissen zusteckte, welche ihm in der Küche der alten Anna auf ewig ein Geheimniß geblieben wären, oder er spielte am Strande mit der kleinen Elisabeth, die er wie ein Bruder liebte. Johann hielt seinerseits auch viel von dem alten Bullebeis; da aber der Knabe ein heftiges Gemüth hatte und mitunter nicht that, was der Pflegevater wollte, sondern sich

gegen diesen auflehnte, ja, ab und zu trotzig wurde, mit den Füßen strampelte und sich benahm, als sei er Herr im Hause, so wurde der Meister böse und bestrafte ihn, ohne ihn jedoch jemals zu schlagen. Er holte dann seine Violine herbei, machte ein so ingrimmiges, zorniges Gesicht, daß Johann, von Schreck gelähmt, keinen Laut von sich zu geben wagte, und rief mit Donnerstimme: „Tanz, Junge!“ Darauf strich er auf seiner Violine, so schnell er nur konnte, einen Walzer, und Johann begann seinen Tanz.

Im Anfange trippelte er mit Thränen in den Augen und mit einem von Aerger und Scham verdrehten Gesichte; nach und nach aber entschwand der Zorn, die Thränen flossen nicht mehr, ein Lächeln ward sichtbar und er tanzte mit Lust, schnippte mit den Fingern, klatschte mit den Händen, schlug sich abwechselnd auf beide Hacken und auf den Kopf, drehte sich wie ein Brummkreisel, kurz, trieb in ausgelassenster Weise jede mögliche Kurzweil. Je nachdem sich das Gesicht des Knaben aufklärte, verschwand auch der Zorn aus dem seines Pflegevaters, und Beide brachen schließlich in so unaufhaltsames Gelächter aus, daß der Meister oft nahe daran war, von seinem dreibeinigen Stuhle herunter zu fallen und der Knabe sich auf dem Fußboden herumwälzte. Diese Strafe wäre vielleicht nicht bei Allen angebracht gewesen, bei Johann aber that sie gute Wir-

kung; denn in den letzten Jahren hatte Meister Schwang es nie nöthig gehabt, die Violine herbeizuholen, die, wie gesagt, sehr bestäubt an der Wand hing.

Er hatte beschlossen, daß Johann, wenn er das dazu nöthige Alter erreicht habe, das Schusterhandwerk erlernen sollte, und namentlich über diesen Punkt geriethen sie oft mit einander in Streit, denn der Knabe hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Pech, Schusterdraht und Putzholz; das war sein Kummer im Leben.

Meister Schwang sollte indessen die reifen Früchte seiner Sorge für Johann leider nicht pflücken. Eines Morgens, als die alte Anna in die Stube trat, fand sie den Meister noch schlafend. Er pflegte sonst immer der Erste zu sein, der sich im Hause rührte, dieses Mal war er entschuldigt; — er konnte nicht aufstehen, er war todt. Sein Tod mußte leicht gewesen sein, denn seine Züge waren ruhig und milde, und nichts deutete darauf hin, daß er einen schweren Todeskampf gehabt habe. Die alte Anna nahm seine Hand, als sie diese aber steif und kalt fand, ließ sie dieselbe wieder auf die Bettdecke fallen, ging hinaus und rief ein paar Nachbarn herbei. Auch der kleine Johann kam herein und stand weinend neben dem Bette des Pflegevaters. Aber weder die Bemühungen der Nachbarn, noch die Thränen des Knaben konnten Hülfe schaffen; der Meister

war und blieb todt. Die Obrigkeit ward gerufen, um das Nöthige anzuordnen. Was der Verstorbene hinterlassen hatte, war wenig, und bis dies verkauft werden konnte, mußten Andere die Kosten des Begräbnisses beschaffen. Der Schreiber des Bürgermeisters, der zugegen war, ließ alle Ecken und Winkel durchsuchen, aber vergeblich; man fand weder Geld, noch irgend etwas von Werth. Der alten Anna und dem Knaben erlaubte man mittlerweile das Haus zu bewohnen, bis anderweitig für sie gesorgt würde; der Schornsteinfeger übernahm mit obrigkeitlicher Genehmigung die Vormundschaft für den kleinen Johann, und Madame Hermannsen verdoppelte noch die Freundlichkeit gegen das arme verlassene Kind.

2.

Einige Tage nach der Beerdigung des Meisters Schwang gingen Johann und die kleine Elisabeth eines Sonntags Nachmittags auf dem Wege, der nach dem Sünstofter Holze führt; sie bogen links ab und folgten der großen Allee nach Vestensborg, wo sie bei dem Gärtner wunderschöne Birnen und gelbe Pflaumen kauften, und als sie etwas weiter nach dem Landwege zu gelangt waren, gingen sie auf die Wiese, setzten sich in's Gras und fingen die saftreiche Frucht zu essen an, die sie auf einem großen Klettenblatte ausgebreitet hatten.

„Weißt Du was?" sagte die kleine Elisabeth, indem sie ihren Strohhut abnahm und neben sich legte, „ich wünschte mir, ich könnte reiten und Kunststücke auf dem Pferde machen. Ich war gestern mit Vater und Mutter in dem Hospitalshofe und sah die Kunstreiter und die wilden Thiere, die sie mitgebracht haben. Wie das schön war! Erst gingen wir hinein und sahen die Löwen, die Tiger, die Affen, die Hyänen und alle die

bunten Papageien. Sie wurden gerade alle gefüttert, während wir da waren, und da brüllten und schrieen und kreischten sie — und ich war so bange — aber es gefiel mir doch ganz gut. Und dann machten die Affen Kunststücke, und Einer war darunter, der konnte exerciren, und als der Mann seinen Paß zu sehen verlangte, so zog er ihn ordentlich aus der Tasche und faltete ihn auseinander und reichte ihn hin! — Dann waren wir später auf dem runden Platze und saßen auf einer Bank und sahen alle Kunstreiter und die Damen reiten. Sie waren so niedlich geputzt mit Seide und Sammet und Silber und Gold. Die Erste, die herumtritt, war ein kleines Mädchen, kleiner noch als ich. Sie hatte ein rothes, seidenes Kleid an mit Goldpailletten, eine hellblaue Schärpe und einen kleinen sammetnen Hut, roth mit weißen Federn. Sie kam so niedlich hereingesprungen und lächelte und war so vergnügt! Und dann galoppirte ihr graues Pferd mit ihr die Bahn herum, und sie tanzte auf dem Sattel zu der wunderschönen Musik viel hübscher, als irgend Jemand auf dem Fußboden tanzen kann. Als sie durch drei Tannenreife und über die rothen Schnüre gesprungen war, da klatschten alle Leute mit den Händen, und sie sprang vom Pferde herunter und verneigte sich und warf Kußhände — und weg war sie! Das war Alles

so schön! Gott gebe, daß ich auch Kunstreiterin werden und mich so prächtig ankleiden könnte!"

„Also das möchtest Du so gern, Elisabeth?" fragte Johann schelmisch lächelnd. „Du weißt aber nicht das Ende von der Geschichte; das kann ich Dir erzählen. Ich hatte kein Geld, um in die Reitbahn zu kommen; darum mußte ich mich damit begnügen, auf dem großen Wallnußbaum zu sitzen, der an der alten Hospitalsmauer steht; von da aus konnte ich die ganze Herrlichkeit überblicken und sah denn auch mehr, als die Anderen. Denn ich konnte von da oben in den offenen Schuppen hinuntergucken, wo alle Pferde standen, und wo sie hineinliefen, wenn sie ihre Kunststücke gemacht hatten. Du erinnerst Dich wohl, daß die kleine Tänzerin, als sie das erste Mal durch den Tannenreif springen sollte, einen Fehltritt machte und den Reif dem Mann entriß, der ihn hielt, so daß sie beinahe vom Pferde gefallen wäre. Das nächste Mal ging es besser. Als sie aber nun, nachdem sie sich verneigt und Kußhände geworfen hatte, lächelnd in den offenen Stall sprang, wo keiner der Zuschauer, wohl aber ich, sie sehen konnte, da kam der große, bärtige, dicke Mann, der mit der langen Peitsche auf der Bahn herumgegangen war, ihr nach, faßte sie an den lockigen, gelben Haaren, hielt sie in die Höhe, wie man einen kleinen Hund halten kann, und prügelte sie mit dem Peitschen-

stiele auf die unbarmherzigste Weise. Sie schrie gar nicht, die Arme, sondern krümmte sich, wie ein Wurm; und als er sie tüchtig durchgeschlagen hatte, warf er sie gegen die Planke, daß es krachte. Ich wurde so wüthend, als ich den abscheulichen Menschen das arme kleine Mädchen so mißhandeln sah, daß ich aus vollem Halse zu schreien anfing: „Schlingel! willst Du das bleiben lassen, Schlingel!" — Er hob den Kopf, erblickte mich gleich und ergriff dann eine Kartoffel, oder was es war, und warf sie mir gerade an die Stirn, so daß ich beinahe heruntergefallen wäre; schau einmal her, davon habe ich noch diese Beule; aber sie ist heute schon kleiner geworden. Ich fuhr fort, ihn auszuschelten, und da zuckte er die Achsel und ging in die Bahn, verbeugte sich vor dem Publikum und rief einen andern Reiter hervor! — Siehst Du, so werden sie behandelt, während sie in der Lehre sind, und so würde es auch Dir ergehen — denk Dir! Du bist ja so furchtsam, daß Du es kaum wagst, auf einem schmalen Brette unten am Strande zu gehen, wenn ich Dich nicht an der Hand halte. Wie würde das werden, Elisabeth?"

„O pfui! das war ja abscheulich!" rief das kleine Mädchen, „das hätte ich nimmer gedacht! Nein, dann will ich doch viel lieber von meiner Mutter kochen lernen und dann Köchin beim Amtmann werden, wie es mir meine Mutter versprochen hat!"

„Ja, thu Du das," sagte Johann, „das ist viel gesünder; Deine Mutter prügelt Dich doch gewiß nicht, wenn Du im Anfang auch das Unglück haben solltest, die Grütze anbrennen zu lassen, oder die Suppe zu stark zu salzen. Ich sah ja neulich, als Du den schönen Teller, worauf Adam und Eva abgebildet waren, fallen ließest, so daß er in tausend Stücke ging, da sie nur sagte: „Was hast Du da gemacht, Elisabeth? — So einen schönen Teller haben wir nie drüben bei uns gehabt!"

„Ja, Du lieber Gott! Bullebeis war ja auch so arm, und er machte sich auch nichts aus solchen netten, Sachen. Aber er war doch eben so gut gegen Dich, wie meine Mutter es gegen mich ist, nicht wahr?" fragte Elisabeth.

Johann gab keine Antwort, sondern schwieg mäuschenstill und raufte etwas Gras aus, das er zwischen den Fingern zusammendrehte, während ihm die hellen Thränen die Backen hinunter rollten. Schnell trocknete er die Augen mit dem Aermel.

„Jetzt bekommst Du wohl seine Violine und seine Uhr," fuhr Elisabeth fort, „und all sein Werkzeug; dann kannst Du ja selbst das Handwerk erlernen und da drüben wohnen bleiben."

„Ach was!" sagte Johann, „auf der Violine kann ich ja nicht spielen, und das Werkzeug — siehst Du

das war nur das Einzige, worüber wir nie einig werden konnten, was ich werden sollte. Er wollte absolut, ich sollte Schuster werden, und dazu habe ich nun einmal gar keine Lust. So Tag aus und Tag ein mit krummem Rücken auf dem kleinen Stuhle zu sitzen, das Leder aufzuweichen, es zu klopfen und zuzuschneiden, den Pechdrath zu drehen, mit dem Pfriemen zu prickeln und die feinen Stiche über den Leisten auf dem Knie zu nähen — das Alles ist, scheint mir, so greulich langweilig. Nun erzählt Anna mir, der Bürgermeister habe gesagt, daß ich bei dem Schuster Jürgensen da oben in der Kirchenstraße in die Lehre gegeben werden soll; er hat drei Gesellen und einen Lehrjungen, aber er hat noch einen Jungen nöthig. Das kannst Du aber glauben, das wird nicht angenehm werden. Ich werde dann, als der jüngste, nur der Junge der Jungen, ich werde gejagt und gescholten und geprügelt, — das weiß ich nur zu gut. Nein, das halte ich nimmer aus!"

„Was willst Du denn werden, Johann?" fragte Elisabeth.

„Ich will Maurer werden!" antwortete Johann mit strahlendem Gesichte, ja Maurer will ich werden! Das ist ein prächtiges Leben! So auf dem hohen Gerüste zu stehen, das Schurzfell vor und mit der Kelle in der Hand und den ganzen Tag in der frischen Luft zu arbeiten und zu singen, das ist doch etwas ganz

Anderes, als mit Pechfingern umherzugehen, und jeden Augenblick für nichts und wieder nichts mit dem Spannriemen über den Rücken gehauen zu werden! Muß es nicht schön sein bei dem Bau von Häusern, Edelhöfen und Kirchen zu helfen, — namentlich wenn man die Zeichnung machen, und selbst der Bauherr sein könnte?"

„Ja das ist freilich besser, als für Schustergesellen Branntwein kaufen oder mit Madams Rahmtopf zur Milchfrau laufen zu müssen!" sagte Elisabeth lachend.

„Ja," rief Johann und richtete sich aus seiner liegenden Stellung empor, „ja, und wie schön ist es nicht, wenn die Maurer ihr Schild und ihre Lade zu dem Zunftmeister bringen! Sahst Du das nicht im vorigen Jahr?"

„Nein, ich habe es nicht gesehen," sagte Elisabeth; „wie ist das?"

„Jedes Gewerk," sagte Johann mit belehrender Miene," hat seinen Zunftmeister, der mit den Angelegenheiten des Gewerkes oder der Zunft zu thun hat; bei ihm wird die Lade aufbewahrt, das ist ein Kasten, worin die Papiere und das Geld der Zunft liegen, so wie auch der Willkomm, das ist ein großer silberner Becher mit vielen Verzierungen; und vor seinem Hause hängt ein großes Schild. Da aber nun alle Meister einer Zunft wechselsweise Zunftmeister werden können, indem einer nach dem andern dazu gewählt wird, so

mußdas Schild, die Lade und der Willkomm von dem alten Zunftmeister zu dem neuen gebracht werden, und das geschieht mit großer Feierlichkeit. So geschah es auch voriges Jahr hier in der Stadt. Alle Maurermeister und Maurergesellen versammelten sich erst bei dem alten Zunftmeister, wo sie auf's Beste bewirthet wurden, dann kam der Zug aus dem Hause heraus; erst kamen die Stadtmusikanten mit Trommeln, Pauken und Trompeten; ihnen folgte ein Geselle mit der Fahne der Zunft, auf welcher eine Kelle, ein Winkelmaaß und anderes Werkzeug gemalt, gestickt und vergoldet zu sehen war. Darauf folgte das große Schild, von sechs Gesellen getragen; dann kamen Andere, welche die Lade, den Willkomm und das Reglement trugen.

Dieses ist ein kleiner, kurzer Stock, mit bunten, seidenen Bändern geschmückt, und den sie in ihren Versammlungen brauchen, um damit auf den Tisch zu klopfen, wenn Stille geboten wird, so daß Einer sprechen und von Allen gehört werden kann. Zuletzt folgten die übrigen Meister und Gesellen paarweise. Alle waren so geputzt; die alten Meister trugen dreieckige, die jungen runde Hüte mit bunten, seidenen Bändern; sie hatten neue Schurzfelle, Kniehosen und weiße Strümpfe und beschnallte Schuhe und blanke Degen an der Seite. In dem Zuge folgte auch ein Narr; das war ein junger, lustiger Gesell, der eine hohe, weiße Mütze auf

dem Kopfe trug und sein Gesicht so sonderbar bemalt hatte, daß man ihn gar nicht wieder erkannte. Er hatte ein Paar blau- und weißgestreifte Hosen und ein weißes Hemd mit rothen Bändern über seine Kleider gezogen. Als der Zug sich in Bewegung setzte, sprang er zum Fenster hinaus und fuhr fort, unterwegs die ergötzlichsten Possen zu machen mit den Leuten, die mitgingen, um den Zug zu sehen, so daß alle Menschen über ihn lachen mußten. Er hatte eine Peitsche in der Hand, womit er rechts und links Schläge austheilte; ich bekam auch einen über den Nacken von ihm; aber es that nicht weh und es war ja auch nur im Scherz. Als sie nun durch die ganze Stadt gewandert und in allen Straßen gewesen waren, kamen sie denn endlich zu dem Hause des neuen Zunftmeisters, und hier wurden sie auch feierlich empfangen und bewirthet. Alle Frauen, Töchter und Bräute der Meister und Gesellen, waren eingeladen, und sie tanzten die ganze Nacht hindurch und bekamen Kuchen und Wein und Kaffee und Alles, was es giebt. Nun, habe ich nicht Recht? Ist das nicht herrlich? — Die Schuster — glaube ich fast — müssen ihre Lade des Abends in einem Sacke forttragen!"

Letzteres sagte Johann mit dem Ausdrucke der tiefsten Geringschätzung und des Widerwillens.

„Aber dann kannst Du ja nur bitten, Maurer zu werden, Johann! Kannst Du nicht?" sagte Elisabeth.

„Nein, das hilft mir nichts," antwortete betrübt Johann; „die alte Anna sagte mir, der Schuster Jürgensen wolle mich für's Erste unentgeltlich in die Lehre nehmen; solle ich aber Maurer werden, so müsse für mich bezahlt werden, und ich habe ja kein Geld!"

„Bekommst Du denn nicht Alles, was der alte Bullebeis hatte?" fragte das kleine Mädchen.

„Alles!" wiederholte seufzend Johann, „ja das ist nicht viel, und wenn es verkauft ist, wird es wohl eben hinreichen, seine Beerdigung zu bezahlen. Außerdem meint Anna, ich könne wohl nichts davon bekommen, da ich nicht sein Sohn sei. Als der Schreiber des Bürgermeisters bei uns war, um zu sehen, was der Meister hinterlassen habe, suchten sie überall, in Schränken, im Bette, unter der Erhöhung, auf der er saß, und an allen möglichen Stellen; denn sie glaubten, er könne irgendwo Geld versteckt haben. Aber sie fanden nichts; denn er war ja eben so arm, wie er gut war. Ach, Du kannst Dir gar nicht denken, wie gut er gegen mich war! Nein, — nun muß ich doch wohl Schuster werden, und das halte ich nimmer aus!"

Johann fing wieder an zu weinen, warf sich der Länge nach in's Gras und verbarg sein Gesicht. Elisabeth saß ganz betrübt und verdutzt neben ihm und starrte ihn an, sagen konnte sie nichts. Endlich hob

Johann schnell den Kopf, sah Elisabeth etwas verschämt an und sagte:

„Komm, laß uns jetzt nach Hause gehen! Deine Mutter weiß nicht, wo Du so lange bleibst; die Sonne wird bald untergehen!"

Darauf erhoben sich die beiden Kinder, Johann schleuderte mit dem Fuße das große Klettenblatt, auf welchem jetzt nur Pflaumensteine und Birnenstengel lagen, weit weg, reichte Elisabeth die Hand, um ihr über den Graben zu helfen, und nun schritten sie flink auf dem Landwege zur Stadt zu. Ueber die Brücke kamen sie bald an den hohen Damm, der damals in einem Bogen den Schloßhügel, auf welchem das Gerichtshaus steht, umgab, und jetzt eilten sie weiter zwischen Gärten und kleinen Häusern und an dem neuen Landhause des Majors vorbei, und je mehr sie sich der Heimath näherten, desto schneller wurden ihre Schritte, so daß sie zuletzt in vollem Laufe in die Bastebrostraße einbogen.

3.

Wie erstaunten Johann und Elisabeth aber, als sie in der Bastebrostraße kamen und dieselbe voller Menschen fanden! Sie waren es zwar gewohnt, am Sonntag Nachmittage hin und wieder einmal eine Frau zu sehen, die sich am Fenster mit einer Nachbarin unterhielt, oder ein paar Männer, die vor der Thüre ihre Pfeifen rauchten; jetzt war aber die enge Gasse so angefüllt, daß sie Mühe hatten, sich durchzudrängen. Alle Leute waren auf den Beinen und aus dem Hause, Alle sammelten sich in dichten Haufen und steckten die Köpfe zusammen, um recht zu hören, was erzählt wurde. Niemand schrie und lärmte; man flüsterte leise, als ob man es nicht wage, laut zu reden. Als beide Kinder das Haus erreichten, stand Madame Hermannsen mit ihrer schneeweißen Schürze und der eben so weißen Haube, einem großen Küchenlöffel in der Hand, vor der Thür und hörte mit vieler Aufmerksamkeit, was die

alte Anna ihr erzählte. Gerade als Johann und Elisabeth herankamen, begann sie folgendermaßen:

„Sie haben also nichts davon gehört, Madame Hermannsen? Da kann ich Ihnen denn erzählen, was es ist, denn ich bin heute an mehreren Stellen gewesen, wo es gesehen worden ist. Ja, ist es nicht schrecklich? dieser Spuk hat nun in den letzten fünf Tagen sein Wesen in vielen Häusern der Stadt getrieben; das ist nun so gewiß, als ich hier vor Ihnen stehe. Die Allererste, die es sah, war Abelone, die, wissen Sie, bei dem Hospitalsvorsteher als Köchin dient. Sie kam vor fünf Tagen am Abend in's Brauhaus mit einem Lichte in der Hand und sollte unter dem Kessel Feuer anmachen; und als sie sich nun umsieht, da erblickt sie ein Gesicht im offenen Fenster. Sie glaubte erst, es sei Hans Peter, des Gerbers Gesell, ihr Bräutigam, der sie bange machen wollte, und so sagt sie: „Bist Du es, Hans Peter? was sollen die Narrenspossen?" — und darauf geht sie mit dem Lichte zum Fenster. Da sah sie aber, daß es ein altes Gesicht sei, das sie anglotzte, und da grinste es so fürchterlich, daß sie vor Schreck das Licht fallen ließ und davon lief. Als sie aber mit einigen Leuten wieder hineinkam und Einige von ihnen draußen nachsuchten, fand man nichts. Sie betheuerte, daß er einen rothen Rock getragen habe und einen dreieckigen Hut, wie der des alten Magisters!

— Nun vorgestern wollte die Frau Bürgermeisterin mit einer Schüssel mit Fleischkuchen in die kleine Speisekammer gehen, die neben ihrer Wohnstube liegt. Sie steigt also die sechs Stufen empor, die von dem Gange da hinaufführen, und öffnet die Thür; kaum aber ist sie hineingekommen, so sieht sie den rothen Mann dadrinnen herumspazieren und die Brode beschnüffeln. Sie machte natürlicherweise schnell Kehrt, und dabei warf sie die Schüssel gegen die Thür. Alle Fleischkuchen flogen umher, und sie selbst alle sechs Stufen hinunter, so daß sie mitten in der Stube zu sitzen kam; sie schrie nun freilich Zetermordio, aber es war aus Angst, denn sie hatte durchaus keinen Schaden genommen. Als die Leute herbeikamen, war Alles verschwunden! — Dann war es gestern bei Fräulein Bentsen, welche die Mädchenschule hat; da standen gerade die jungen Mädchen, den Strickbeutel am Arm, das Nähkästchen in der Hand und angekleidet zum Fortgehen, und Fräulein Bentsen sagte ihnen eben ein paar Worte, so daß sie Alle still schwiegen; da hörten sie etwas im Nebenzimmer herumpoltern. Fräulein Bentsen wird ganz feuerroth im Gesicht, denn sie glaubte, es sei eines der kleinen Mädchen, das da hineingegangen sei, — sie hatte da drinnen etwas Obst stehen, welches ihr vom Pächter auf Stringelborg geschickt worden war. Sie geht geschwind zur Thür und will sie gerade öff-

nen, da sagt eine von den Kleinen ganz leise: „Das ist gewiß der rothe Mann," und da wird Fräulein Bentsen so weiß wie die Wand und läuft zur andern Thür, um hinaus zu kommen; aber alle Kinder wollen auch hinaus, und da klemmen sie sich in die Thür fest, bis sie zuletzt schreiend und heulend, mit Fräulein Bentsen in ihrer Mitte, über einander die schmale Treppe hinunterstürzen, und Strickbeutel, Nähkästchen, Schachteln und Stickrahmen hinterher purzeln. Sie machten einen solchen Lärm, daß der Handschuhmacher der unten wohnt, herauskam und ihnen half, auf die Beine zu kommen und alle ihre Fingerhüte und Wickeln und Scheeren und Nadelbüchsen wieder zusammenzukramen, damit sie nach Hause gehen konnten. Es geschah denn, Gottlob! kein weiteres Unglück, als daß des Fräuleins neuer Schildpattkamm entzwei ging und sie zur Apotheke schicken mußte nach Hoffmann'schen Tropfen. Als sie und der Handschuhmacher darauf in die Stube gingen, wo das Poltern gehört worden war, so konnten sie wohl sehen, daß etwas Ungewöhnliches da gewesen sei; die Birnen lagen auf dem Fußboden umhergestreut und der Korb war vom Tische heruntergerissen. Sehen Sie, Madame Hermannsen, das ist Alles die reine, pure Wahrheit. Was soll man nun denken? Ist es nicht schrecklich?"

Während die alte Anna mit geläufiger Zunge diese

Geschichten erzählte, hatten sich mehrere der Nachbarn um sie versammelt, und nun begann bald der Eine, bald der Andere auch zu erzählen, wie der rothe Mann an verschiedenen Orten gesehen worden sei: so habe man ihn bei dem alten Apotheker gesehen, der am Markte wohnt, dann beim Gärtner, der Lateinischen Schule gegenüber, und zuletzt beim Kaufmann oben an der Ecke der Bastebrostraße, wo er den Lehrjungen dermaßen erschreckt habe, daß dieser darüber das Fieber bekommen habe und jetzt zu Bett liege. Was es sei, konnte Niemand sagen; aber bedenklich sei es doch — fügten sie mit ängstlicher Miene hinzu. Elisabeth klammerte sich schaudernd an ihre Mutter, Johann aber stand ganz keck da und hörte mit vieler Neugierde jeden einzelnen Bericht. Es war mittlerweile spät geworden, und als er und die alte Anna von der guten Madame Hermannsen etwas Abendbrod bekommen hatten, so begaben sie sich hinüber in ihre düstere Wohnung und legten sich Beide schlafen, sie in ihrer Kammer und er in der Wohnstube.

4.

Anfangs konnte Johann nicht schlafen, so sehr es ihn auch ermüdet hatte, den ganzen Sonntag, von Morgens früh an, umherzulaufen. Er dachte an den alten Mann, der in demselben Bette, in welchem er jetzt lag, gelegen hatte und gestorben war, und dann verfiel er wieder in trübe Betrachtungen über die geringe Hoffnung, die sich ihm darbiete, dem verhaßten Schusterhandwerke sich zu entziehen. Endlich schlief er doch ein und es träumte ihm, er stehe auf einem soeben errichteten Gebäude mit einem großen Blumenstrauß an der Brust und mit einem Glase in der Hand; unten auf dem freien Platze standen viele Menschen, unter denen er deutlich die alte Anna, Bullebeis, den Schornsteinfeger und seine Frau und Elisabath, die ihm lächelnd zunickte, erkannte. Jetzt sollte er gerade die übliche Rede halten und hatte schon sehr feierlich begonnen: „Mit Gunst! meine Herren," — da fühlte er sich plötzlich an der Schulter gepackt. Aergerlich über die

Störung, wandte er sich um, schlug die Augen auf und — neben seinem Bette stand die alte Anna. Es war schon so hell geworden, daß er deutlich sehen konnte, wie verstört und erschrocken die Alte war.

„Was ist denn los?“ fragte Johann mit schläfriger Stimme, indem er sich im Bette aufrichtete und die Augen rieb.

„Ach, mein Gott! hast Du es denn nicht gehört?“ lispelte Anna ängstlich. „Ich bin die halbe Nacht wach gewesen; kein Auge habe ich geschlossen. Gegen zwei Uhr hörte ich, daß etwas da oben in der Bodenkammer herumschlich; hin und her ging es, gerade so, wie der Alte mit seinen großen Pantoffeln da oben herumzutrippeln pflegte. Als das einige Zeit gedauert hatte, hörte ich plötzlich einen starken Lärm, als ob das schwere Lukenfenster zugefallen sei; es stand gestern Abend offen und der Pflock war untergestellt. Später hat das Poltern keinen Augenblick aufgehört; der alte Rumpelkram, der da oben liegt, ist hin- und her gezerrt und geschleppt worden. Es wäre ja auch gar kein großes Wunder, wenn der Alte da umginge, wo er so oft, während er noch lebte, früh und spät herumkramte!“

„Oder es ist vielleicht der rothe Mann!“ sagte Johann, sprang auf und fuhr in größter Eile mit beiden Beinen in seine Hosen. „Hole mir nur den Schlüssel

zur Bodenkammer, so will ich schon der Sache auf die Spur kommen!"

„Gott verzeihe es Dir, was sagst Du da?" antwortete Anna und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Willst Du da hinauf gehen? Es kann Dir ja den Hals umdrehen, ehe Du au! gesagt hast!"

„Ach, warum nicht gar!" sagte Johann, indem er seine Jacke anzog und einen Stock herbeiholte, der in der Ecke stand. „Laß das meine Sorge sein, ich werde mich schon wehren! Gieb mir nur den Schlüssel!"

Als die alte Anna noch zögerte, lief Johann selbst zum Fenster, wo der Schlüssel hing, ergriff ihn, ging zur Thür hinaus und stieg leise die steile Treppe hinan, während Anna unten mit gefalteten Händen zu flüstern fortfuhr: „Gott segne Dich, mein süßer Junge! bedenke doch, was Du thust!"

Johann stand jetzt vor der Thür zur Bodenkammer; er legte das Ohr an die Ritze, er guckte durch das Schlüsselloch, aber er konnte nichts sehen noch hören. Endlich nahm er den Stock unter den Arm und steckte langsam und leise den Schlüssel in's Schlüsselloch, drehte ihn vorsichtig um, öffnete die Thür schnell, sprang hinein und schlug die Thür dann ebenso schnell wieder hinter sich zu.

Jetzt war er drinnen, und da sah es allerdings sonderbar genug aus. Das große Lukenfenster im Dache

war zugefallen, und der Pflock, auf dem es gestützt gewesen war, lag auf dem Fußboden. Durch die Scheiben sandte die Morgensonne jetzt ihre ersten Strahlen in den Raum. Ueberall auf dem Fußboden lagen ganze Haufen alter Lumpen von abgetragenen Kleidern, Hüte ohne Krämpe, Stiefeln ohne Sohlen, und dazwischen stand ein kleiner Kasten mit geöffnetem Deckel, in welchem sich sechs kleine Beutel befanden, die denselben beinahe ausfüllten.

Was jedoch vor Allem Johann's allergrößte Neugierde und Verwunderung hervorrief, war — der rothe Mann! Es war ein kleiner, alter Herr, nicht größer als ein zweijähriges Kind; seine Züge waren häßlich und runzelig, und der Bart hing ihm wirr und lang um Kinn und Hals. Auf dem Kopfe hatte er einen großen, dreieckigen Hut, und er trug einen hochrothen Rock mit breiten Schößen und goldenen Tressen; an der Seite steckte ihm ein Degen.

Als Johann eintrat, stand er mitten in der Kammer zwischen allen jenen Sachen und blinzelte den Eintretenden mit seinen runden, schelmischen Augen an. Sehr höflich nahm er vor ihm seinen dreieckigen Hut ab und setzte ihn wieder auf, nahm ihn wieder ab, setzte ihn wieder auf, drei, vier Mal nach einander. Darauf riß er blitzschnell Johann den Stock weg, den dieser in der Hand hatte, schulterte ihn wie ein Gewehr und

marschirte äußerst gravitätisch ein paar Mal wie ein Soldat auf und ab. Endlich legte er den Stock weg, steckte die Hand in die Brusttasche und holte ein großes, zusammengelegtes Papier hervor, welches er mit unglaublicher Schnelle entfaltete und dem erstaunten Johann überreichte, indem er wieder mehrere Male mit dem Hute grüßte. Johann nahm das Papier, bückte sich schnell und nahm Vorsichts halber den Stock wieder, der auf dem Fußboden lag; die Bewegung aber erschreckte den rothen Mann sehr. Er nahm einen Satz, der ihn auf den Fensterrahmen brachte, und begann aus allen Kräften und unter Wimmern und Stöhnen an dem Fenster zu rütteln und es zu öffnen. Es war ihm aber zu schwer, er konnte es nicht heben und mußte sich bequemen, zu bleiben, wo er war.

Jetzt begriff Johann plötzlich Alles; er brach in ein so schallendes Gelächter aus, daß er sich den Bauch halten mußte, wie in früheren Zeiten, wenn er gezwungen nach der Violine des Meisters Schwang tanzen mußte. Sein Gelächter hatte auf den rothen Mann die Wirkung, daß dieser hinuntersprang, wieder mit dem Hute grüßte und die Hand unter vielen Bücklingen hinreichte, wie um zu betteln.

Die alte Anna hatte schon lange mit pochendem Herzen vor der Thür gestanden und gehorcht; als sie jetzt das ausgelassene Gelächter Johann's hörte, ward

es ihr plötzlich leicht um's Herz und sie rief: „Worüber lachst Du denn so sehr, mein Junge?“ worauf sie die Thür öffnen wollte. Johann aber rief schnell: „Bleibe einen Augenblick draußen, ich bringe Dir gleich den rothen Mann!“ Er sah sich darauf im Zimmer um und ward einen alten Sack gewahr; er nahm denselben, breitete ihn auf dem Fußboden aus, öffnete ihn und legte eine Birne, die er noch von gestern in der Tasche hatte, tief unten in den Sack. Der rothe Mann folgte mit seinen lebhaften Augen jeder seiner Bewegungen, und als er jetzt die saftige Bergamotte im Sacke liegen sah, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sondern machte einen Sprung, um sich ihrer zu bemächtigen. Johann hatte dies erwartet, er schlug den Sack über ihn zusammen und gefangen war der rothe Mann.

5.

Mittlerweile war Anna drüben bei dem Schornsteinfeger gewesen, und als Johann, nachdem er die Thür verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte, mit seinem Sacke, worin sich der seltsame Gast befand, hinunter in die Stube kam, ward er von Hermannsen, dessen Frau und Elisabeth mit dem Ausrufe empfangen: „Nun, was ist es denn? Laß sehen!"

Johann öffnete vorsichtig den Sack und ließ den rothen Mann herausspazieren. Kaum stand er in der Stube vor ihnen, so zog er auch seinen dreieckigen Hut vom Kopfe und begrüßte die Gesellschaft, die, wie Johann, in ein lautes Gelächter ausbrach.

Als Elisabeth den rothen Mann erblickte, rief sie gleich: „Ach Gott, den kenne ich recht gut! Das ist ja der kleine Affe, der bei den Kunstreitern die allerliebsten Kunststücke machte!"

„Ja," sagte Johann, „er muß ihnen entlaufen sein, während sie hier waren, und sie haben ihn wahrlich

nicht besser behandelt, als das kleine Mädchen, von dem ich Dir erzählte!" —

Nachdem man sich nun berathen hatte, was jetzt zu thun sei, und darüber einig geworden war, band Johann dem rothen Manne einen Strick um den Leib und trug ihn, vom Schornsteinfeger begleitet, auf seiner Schulter durch die Stadt zum Bürgermeister. Unterwegs standen alle Leute, denen sie begegneten, alte und junge, still und sagten:

„Ei! sieh! Das ist also der rothe Mann! weiter nichts!"

Johann und Hermannsen wurde in die Wohnstube des Bürgermeisters geführt, wo die Familie gerade um den Kaffeetisch versammelt war, und hier erzählte Johann sehr umständlich, was ihm begegnet sei. Die Bürgermeisterin lachte herzlich, als sie erfuhr, wer ihr einen so großen Schrecken eingejagt hatte; sie war aber gar nicht böse, schenkte ihm im Gegentheil einen Zwieback und ein Stück Zucker, und er nahm galant seinen Hut ab, verbeugte sich und dankte.

Als Johann in seinem Berichte an den Bürgermeister des Papiers und des kleinen Kastens erwähnte, ward dieser aufmerksam.

„Hast Du das Papier bei Dir?" fragte er.

Johann zog gleich den Brief, den er in die Tasche gesteckt hatte, heraus, und überreichte ihn dem Bürger-

meister. Dieser las ihn aufmerksam durch, legte ihn wieder mit einem wohlgefälligen Lächeln zusammen, flüsterte seiner Frau einige Worte zu, nahm seinen Hut und Stock und sagte zu Johann und Hermannsen, er wolle mit ihnen zu des verstorbenen Meister Schwang's Hause gehen. Indem er bei seinem Comptoir vorbei ging, rief er einen seiner Schreiber und befahl ihm, mitzugehen.

Als sie alle die Bodentreppe in Bullebeis' Haus erstiegen hatten, öffnete Johann ihnen die Thür. Sobald der Bürgermeister den kleinen Kasten gesehen und noch einige Papiere aufgehoben hatte, die von dem rothen Mann zugleich mit allem Uebrigen unter dem Dache hervorgezerrt waren, wo sie versteckt gelegen, sagte er zu seinem Schreiber: „Da sehen sie nun, Herr Paulsen, Sie haben doch nicht genau genug gesucht. Kommt jetzt Alle hinunter, so werde ich Euch die Sache erklären und zu einem guten Ende führen!"

Herr Paulsen und Hermannsen nahmen den kleinen Kasten, der sehr schwer war, und trugen ihn hinunter. Als der Bürgermeister sich gesetzt und alle die anderen gefundenen Papiere durchgelesen hatte, legte er sie zusammen und sagte, sie mit der Hand bedeckend:

„Diese Papiere enthalten hinlängliche und vollgültige Beweise, daß Du, mein kleiner Johann, des Meister Schwang's Brudersohn bist, den der Verstorbene zu

sich genommen hat, nachdem sein Bruder auf eine traurige Weise, die wir hier unerwähnt lassen wollen, um's Leben gekommen war. Meister Schwang schreibt selbst in einem dieser Briefe, es sei sein Wille, daß Du Alles besitzen sollst, was er nach seinem Tode hinterlasse. Wir glaubten anfänglich, daß er gar nichts besitze; wir durchsuchten sorgfältig das Haus, weil wir meinten, daß ein so fleißiger Arbeiter und sparsamer Haushalter, wie er, doch etwas zurückgelegt haben müsse; wir fanden aber nichts. Der rothe Mann ist glücklicher gewesen als wir. Der Affe, von Natur so neugierig, der wahrscheinlich einen Ausweg aus seinem Gefängnisse gesucht hat, nachdem das Fenster zugefallen war, kramte alle die Sachen unter dem Dache hervor, wo Meister Schwang sie hingelegt hatte, und schleppte dann auch den Schatz heraus, diesen Kasten nämlich, worin nebst den Papieren, auch sechs Beutel lagen. Wie es ein Brief des Meisters Schwang besagt, sollen sich darin etwas über dreitausend Thaler in Silber befinden, die er nach und nach verdient und zusammengespart und aus Grillenhaftigkeit oder Mißtrauen gegen Andere, auf diese Weise aufbewahrt hat. Es gehört jetzt Alles Dir, Johann. Du darfst Dir nun zwar nicht einbilden, ein reicher Mann zu sein, aber einen ganz wohlhabenden Knaben kann man Dich wohl nennen. Was meinst Du nun, mein Junge," sagte

der Bürgermeister freundlich lächelnd und klopfte ihm auf die Backe, „sollten wir nun wohl mit dem Schuster Jürgensen sprechen, ob er Dich gleich in die Lehre nehmen will?"

Johann gab keine Antwort und sah verschämt und betrübt vor sich nieder, während Thränen seine Augen füllten.

„Trockne Deine Thränen, Johann!" sagte der Bürgermeister, „und verzage nicht; ich habe nur gescherzt. Du hast mir ja neulich selbst gesagt, was Dein Wunsch sei. Der kann nun erfüllt werden und es hängt nur von Dir ab, ob Du mit der Zeit ein tüchtiger Maurermeister werden und selbst Häuser bauen wirst. Der Schullehrer, Herr Jensen, hat es mir gesagt, er sei immer mit Deiner Aufführung sowohl, wie mit Deinem Fleiße zufrieden gewesen. Fahre so fort in Allem, was Du unternimmst, dann wird es Dir auch glücken. Ich werde den Landmesser bitten, Dich zeichnen zu lehren, und ich und Dein Vormund, Herr Herrmannsen, der hier steht, wir werden im Uebrigen für Dich sorgen. Bist Du nun zufrieden?

Ebenso stumm und verlegen wie Johann seinen Kummer getragen hatte, als er noch den Leisten vor Augen hatte, ebenso stumm war er jetzt auch in seiner Freude. Wenn man sehr betrübt oder sehr vergnügt ist, kann man nicht immer Worte finden, seinem Herzen Luft zu machen.

Der rothe Mann, der gewissermaßen Johann's Glück befördert hatte, verblieb vorläufig bei dem Bürgermeister, und als Niemand ihn zurückforderte, so ließ dieser in seinem Hofe eine hohe Stange errichten, mit einer oben angebrachten runden Scheibe versehen, und daneben ein kleines, hölzernes Haus. In diesem wohnte der rothe Mann und konnte, wenn er Lust hatte, mit einer Kette an der Stange hinaufklettern und auf der Scheibe sitzen. Hier empfing er im Anfang viele Besuche von der Jugend der Stadt, die ihn dann immer mit Kuchen und Obst traktirte und sich über seine drolligen Manieren und Künste belustigte. Daß Johann und Elisabeth solche Besuche nicht versäumten, begreift man.

6.

Zehn Jahre ungefähr nach jenem Tage, an einem schönen Sonntagsnachmittage im Augustmonat, wanderte ein junger, wohlgekleideter Handwerker die Schloßstraße in Nykjöbing hinab, es war der Maurergesell Johann Schwang. Auf seinen rechten Arm stützte sich eine neunzehnjährige Jungfrau, die ein weißes Kleid trug, einen Strohhut auf dem Kopfe und niedliche, kleine Schuhe an den Fußen hatte; es war Elisabeth Hermannsen. Alle Leute, die an ihnen vorübergingen, wandten sich um und betrachteten mit Vergnügen das junge Paar. Hinterdrein kamen Arm in Arm Elisabeth's Eltern; die Mutter mit einer strahlenden Haube auf dem Kopfe, der Vater mit den steifen Vatermördern um die glattrasirten Backen. Sie waren Alle auf dem Wege zu dem Bürgerballe, der in dem Süsfoster Holze stattfinden sollte. — Die alte Anna saß mittlerweile wohlgemuth bei ihrer Kaffeetasse in ihrer kleinen Kammer im Hospitale, und der rothe Mann saß in des Bürgermeisters Hofe und knabberte an einer Birne.

Monsieur Martin.

Große Bestürzung herrschte in der kleinen Stadt S., die, von weitläufigen Wäldern umgeben, auf der Grenze von Preußen und Polen liegt. Noch größer aber war der Jammer in dem kleinen Zeltlager, welches von einer umherziehenden Kunstreiter-, Seiltänzer-, Jongleur- und Akrobatengesellschaft, unter Anführung des weitberühmten Herrn Bellerophon Himmelsprung, dicht vor dem östlichen Thore der Stadt auf einer kleinen Ebene errichtet worden war, und in welchem die besagte Gesellschaft bisher unter großem Zulaufe aus der Stadt und Umgegend mit glänzendem Erfolge ihre vielen wunderbaren Kunststücke gezeigt hatte.

Jetzt lag der ganze Betrieb fast völlig darnieder. Die riesenhaften Arme des Herrn Bellerophon hingen schlaff, wie vom Schlage gerührt; Bajazzo war tragisch gestimmt und hatte Thränen in den Augen; und Demoiselle Volarina schlich einher, so langsam und schwerfällig, als ob sie die Flügel verloren habe, die sie sonst

hoch über das Seil oder über den Sattel der weißen Stute erhoben.

Was war denn im Wege? Was hatte alle die Unruhe, Sorge und Angst hervorgerufen? Ich will es kurz sagen: Monsieur Martin war weggelaufen! Und was konnten sie ohne Monsieur Martin ausrichten?

Nicht die unvergleichliche Laune und Ausgelassenheit des katzengeschmeidigen Bajazzo's, nicht die unglaublichen Kraftkunststücke des Herrn Bellerophon, nicht die mächtigen Reize der Demoiselle Volarina waren es allein, welche bisher die begeisterten Kunstkenner der Stadt und der Umgegend nach dem Circus gezogen hatten — ach nein, die Gesellschaft besaß eine andere Perle, die zog wie die stärkste spanische Fliege, und das war eben Monsieur Martin!

Man hatte Tags vorher eine Vorstellung bei vollem Hause gegeben; man ruhte nach der Arbeit; als man aber am nächsten Morgen wieder zur Probe gehen wollte und Monsieur Martin rief, war er weg — rein weg! Man wunderte sich, man fragte, man suchte. Ein Theil der Gesellschaft, ja eine große Menge der Kunstfreunde aus der Stadt zogen nach allen Richtungen aus und durchstreiften die umliegenden Wälder und Berge, in der Hoffnung, den Verschwundenen vielleicht in seiner frühern Heimath, im Schooße seiner Familie

zu finden; aber vergebens! Monsieur Martin war und blieb weg.

Monsieur Martin war eine Persönlichkeit, die von der Natur ursprünglich darauf angewiesen war, auf allen Vieren zu gehen; eine gute und wohl angewandte Erziehung hatte ihn so weit gebracht, daß er jetzt fast eben so gern auf Zweien ging. An Bekleidung kostete er gar nichts; die Kleider waren ihm angeboren und sehr dauerhaft. Es war ein wahrer und erhebender Genuß, ihn zu sehen, wenn er guter Laune war. Auf allen vier Branken trabend und auf seinem Rücken die schöne Volarina tragend, die auf seinem zottigen, braunen Pelze wie Ariadne auf dem Panther anmuthig ruhte, erschien er in der Reitbahn. Sie sprang herunter, die Musik ertönte und nun hob er sich auf die Hinterbeine und tanzte mit der leichten, flüchtigen Sylphide eine Sarabande, daß es jedem Zuschauer dabei warm um's Herz wurde und ein stürmisches Beifallklatschen und ein Regen von Aepfeln sein Genie und seine Kunstfertigkeit belohnten. Kurz, Monsieur Martin war der schönste, lebhafteste und wohlerzogenste Bär, den man in dieser Gegend, wo es doch genug seines Gleichen gab, je gesehen hatte. Jetzt war er fort! Was beginnen? Die Verwirrung war unbeschreiblich.

Unter den Mitgliedern der Gesellschaft befand sich Einer, den man erst vor Kurzem aufgenommen hatte.

Es war ein junger Musikant, Namens Sebastian Prutt. Eine kleine Stadt im Brandenburgischen war seine Heimath. Er hatte das Schusterhandwerk erlernt und verstand auch Töpfe zu verfertigen; eine kurze Zeit hatte er in einer Apotheke als Lehrling gedient. Aber weder Pech, noch Thon, noch Latwerge genügten seiner Thätigkeit. Der Stadtmusikus nahm ihn in die Lehre, und hier fand sein emporstrebender Geist die rechte Sphäre. Die Violine, der Contrabaß, die Hoboe, die Clarinette, die Piccoloflöte, die Posaune, das Klapphorn — nichts war ihm heilig; er verstand bald, sie alle mit großer Fertigkeit zu handhaben und erhielt binnen Kurzem eine Anstellung als Vorgeiger bei der Bürgermiliz seiner Vaterstadt. Nun verdiente er viel Geld, denn er war überall zugegen. Bei Hochzeiten, Begräbnissen und Bällen blies und fidelte er; für den Bürgermeister besorgte er kleine Aufträge, für den Apotheker stieß er Pfeffer und Cacao, für die vierzehn Kinder des Predigers flickte er Schuhzeug, für den Speisewirth nietete er Teller und Schüsseln. Er ernährte auf diese Weise nicht nur seine alte Mutter, sondern konnte auch selbst des Abends in den „Vier Löwen," dem besten Gasthofe der Stadt, sein Seidel Bier trinken. Kurz, er war überall zugegen und unentbehrlich.

Da kam unglücklicherweise Herr Bellerophon Him-

melsprung nach der Stadt und mit ihm die Alles bezaubernde Demoiselle Volarina. Es verstand sich von selbst, daß Herr Sebastian Prutt und sein Musikcorps engagirt wurden, bei den Vorstellungen zu spielen; und es ging auch das erste Mal ganz vortrefflich bis zu dem Augenblick, wo Mademoiselle Volarina auftrat. Da war es mit der Ruhe des armen Sebastian vorbei; er gerieth in Verwirrung und sein Herz wollte durchaus nicht mehr den Takt halten. So saß er nun jeden Abend da, sah sie auf Monsieur Martin hereinreiten, blies ihr ein Stück und vergoß Thränen vor Liebe und Entzücken, so daß es ihm gar schlecht ergangen wäre, wenn er das Stück nicht auswendig gewußt hätte. Der Pfeil, der ihn getroffen hatte, sank ihm jeden Tag tiefer in's Herz.

Endlich verließ die Gesellschaft seine Vaterstadt; und nun begannen die Qualen der Sehnsucht sein angeschossenes Herz zu bestürmen. Er ging wie im Traume umher, er versäumte die kleinen Aufträge des Bürgermeisters; der Apotheker steckte alle Augenblicke den Kopf zum Fenster hinaus und schaute nach ihm, und die vierzehn Kinder des Predigers gingen beinahe barfüßig.

Da faßte er plötzlich einen raschen Entschluß. Er verkaufte Alles, was er entbehren konnte, und gab seiner Mutter das Geld. Darauf packte er die Clarinette in seinen Ränzel, steckte eine Flöte in die rechte

und eine Hoboe in die linke Rocktasche, nahm das Klapphorn unter den Arm und begab sich, mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, auf den Weg, den Fortgezogenen nach.

Es wurde ihm nicht schwer, sie zu erfragen und sie einzuholen; denn sie reisten langsam und ihren Ruhm ließen sie überall zurück, gleich dem hellen Streifen einer Sternschnuppe auf dem dunkeln Himmel einer Augustnacht. Das Glück schien ihn zu begünstigen. In der Stadt, wo er die Gesellschaft traf, fand sich zufälliger Weise kein so tüchtiger Musikus, daß er dem Ganzen hätte vorstehen können. Dem Bellerophon Himmelsprung war Sebastian Prutt daher ein vom Himmel gesandter Rettungsengel; und da Sebastian sich neben seinen praktischen Fertigkeiten auch ein Weniges von der Theorie angeeignet hatte und recht leidlich eine Harmonie zusammenstoppeln konnte, so wurde er der Gesellschaft bald unentbehrlich. Selbst das schöne Mädchen, für das er alle Segel seines Genies und seiner Liebenswürdigkeit hißte, bewillkommnete ihn mit lächelndem Munde, wurde sehr fidel mit ihm, reichte ihm die Hand, wo und wann sie sich trafen oder trennten, so daß der brave Sebastian nach einiger Zeit in ziemlich kecker Weise aufzutreten begann.

So standen die Sachen, als Monsieur Martin ohne Kündigung seine Condition verließ.

Es würde schwer sein, zu ergründen, was eigentlich in dem ewig unruhigen Gemüthe des Musikanten vorging und ihn gerade jetzt antrieb, einen entscheidenden Schritt zu wagen: genug, er wählte eben diesen Augenblick, der Sylphide seine Liebe zu gestehen. Vielleicht glaubte er, die allgemeine Trauer könne in dem Herzen des Mädchens eine weichere Stimmung erzeugt haben und er werde in der herrschenden Verwirrung leichter als sonst einen günstigen Moment finden, die Eroberung der reizenden Volarina zu machen.

Mit heftig pochendem Herzen betrat er ihr Zelt.

In einem sehr leichten, kurzen, anscheinend weißen Kleide, die vollen, schwarzen Locken von einem Netze zusammengehalten, schwebte die Tänzerin umher und trällerte mit den schön geformten Beinen eine Elegie, in welcher sie ihren Kummer und Schmerz auszudrücken versuchte. Denn man irrt sich, wenn man annimmt, daß das Gesicht und die Stimme allein im Stande seien, die inneren Empfindungen der Seele kund zu geben; nein, auch die Beine vermögen einen beredten Vortrag zu halten, und die Lyrik der Füße ist nicht hinter dem Zaune gewachsen.

Die Demoiselle hielt in ihren lustigen Sprüngen inne und betrachtete mit sichtlichem Wohlbehagen den kleinen, breitschulterigen, kräftigen Burschen mit den lockigen Haaren und dem vollen Barte auf den rothen

Backen, während er mit seinem Klapphorn unter dem Arme — das verließ ihn fast nie — demüthig vor ihr stand und ihr eine tiefe Verbeugung machte.

Ihre Freundlichkeit machte ihm Muth und er schritt gleich zur Sache und eröffnete ihr sein Herz in einer langen Rede, deren kurzer Sinn sich ungefähr so wiedergeben läßt: Ich liebe Sie, Sie tanzen, ich spiele; wir scheinen also für einander geschaffen zu sein. Sagen Sie mir jetzt: „Ich liebe Sie auch!"

Die Jungfrau kreuzte die muskelstarken Arme, legte den rechten Fuß auf eine Stuhllehne und starrte in dieser nachdenklichen Stellung, ihre schwarzen Augenbrauen stark runzelnd, dem Sebastian in's Gesicht. Das dauerte einige Sekunden. Plötzlich verbreitete sich über ihre Züge das strahlende, holdselige Lächeln, womit sie ein geneigtes, hochverehrtes Publikum zu begrüßen pflegte, wenn sie den Circus betrat oder, von einem stürmischen Jubel verfolgt, unter graziösen Verneigungen denselben verließ.

„Ja, mein lieber Prutt," sagte sie, „wie könnte ich unter den jetzigen traurigen Verhältnissen an solche Dinge denken? Es würde mir, bei Gott! nicht so schwer werden, Ihnen die Worte zu sagen, die Sie zu hören wünschen, ja ich würde sogar recht gern Ihre Frau werden; jetzt aber . . . .? Wissen Sie was? Sie müssen etwas thun, etwas Großes! Können Sie mir Monsieur

Martin zurückbringen — ohne ihn kann und will ich nicht leben — dann sollen Sie mein Jawort empfangen; wir wollen dann mit einander in dem Circus des Lebens tanzen und spielen. Ohne Monsieur Martin aber wird nichts draus. Haben Sie mich verstanden? Gehen Sie jetzt, Freundchen!"

Mit diesen Worten faßte sie den bestürzten Musikus an der Hand und begleitete ihn pirouettirend bis vor das Zelt, wo sie ihn stehen ließ.

Es war eine keineswegs angenehme Situation. Herr Prutt nahm seine Pelzmütze vom Kopfe und ließ die Hand über die Stirn gleiten. Es schwindelte ihm. Wo in aller Welt sollte er den verwünschten Monsieur Martin finden, der natürlicher Weise in die Wälder gelaufen war und sich dort mit dem rohen und ungehobelten Gelichter seiner Familie und seiner Freunde vereinigt hatte? Wie unmöglich war es, ihn dort zu finden! wie unmöglich ihn zurückzubringen! Mademoiselle Volarina mußte nicht recht bei Troste sein!

Unter diesen und ähnlichen traurigen Betrachtungen führten ihn seine Füße unwillkürlich aus dem Lager hinaus, über die Ebene und in den dichtverwachsenen Wald, aus welchem es ihm finster und drohend von den umliegenden Bergen entgegenrauschte.

Von dem Nebel seiner Gedanken umhüllt, schlenderte er tiefer und tiefer hinein unter die uralten Eichen und

und Buchen, kaum beachtend, daß der Weißdorn ihm die Mütze vom Kopfe riß, oder daß er über alte Baumwurzeln stolperte, und er sank um die Mittagszeit, ermattend und verzweifelnd, bei einem Wachholderbusche nieder, welcher auf einem offenen Platze stand; hier stützte er den Kopf in die Hand, seufzte tief und starrte mit der Gedankenlosigkeit der Resignation in das Dickicht.

Bald jedoch machte er die Bemerkung, daß man ihn nicht lange allein lassen wolle. Ein Rascheln im nahen Gesträuch, ein Knittern und Brechen dürrer Zweige verkündete ihm, daß ein lebendes Wesen sich nähere; und es dauerte nicht lange, so erblickte er zu seinem äußersten Entsetzen einen, wie es ihm schien, unnatürlich großen Bären, der aus dem Dickicht hervorbrach und mit hohlem Gebrumme gerade auf ihn losging.

Im Nu war Sebastian Prutt auf den Beinen; aber ach! hier war kein Ausweg, keine denkbare Flucht oder Rettung! Der Riesenbär zeigte die Zähne und kam immer näher.

Da ergriff der unglückliche, bleiche Künstler seine einzige, seine natürliche Waffe: er setzte das Klapphorn an die zitternden Lippen und blies aus Leibeskräften unwillkürlich die leichte, lebhafte Melodie, die so oft die Füße der Sylphide und des Monsieur Martin beflügelt hatte, daß es laut in dem düstern Walde wie-

verhallte. Und siehe! Kaum hatte das grimmige Ungeheuer die ersten zwei Takte gehört, so erhob es sich auf die Hintertatzen und bewegte sich im Grase mit möglichster Anmuth in einer zierlichen Sarabande.

Mit übergroßer Freude entdeckte jetzt der arme Sebastian, wen er vor sich habe. Es war Monsieur Martin, seines Glückes Gründer, so zu sagen, sein Brautwerber!

Sobald die wohlbekannten Töne sein Ohr erreicht hatten, konnte er ihrer Zaubergewalt nicht widerstehen; sie rissen ihn hin und er vermochte nicht länger sein Incognito zu bewahren; sie zwangen ihn, durch sein Tanzen die Freude des Wiedersehens auszudrücken.

Sebastian Prutt fuhr fort zu blasen; und so — blasend und tanzend, bald langsam, bald schnell, bald vorwärts, bald rückwärts — lockte er, gleich dem Rattenfänger von Hameln, den Verirrten zu seiner Pflicht zurück und brachte ihn in's Lager, wo sie Beide mit offenen Armen und großem Jubel empfangen wurden.

Herr Bellerophon Himmelsprung ballte die gewaltigen Fäuste und brach in ein Gelächter aus, das wie Donnergetöse klang; Bajazzo trocknete seine verweinten Augen und machte einen Saltomortale nach dem andern, so daß seine weiße, spitze Mütze hoch in die Luft flog; die Pferde wieherten und die Hunde bellten. Demoiselle Volarina aber flog dem Sebastian mit einem

ungeheuern Entrechat entgegen, reichte ihm die Hand und sprach:

„Das war gut gemacht, mein Junge! Jetzt wollen wir uns auch heirathen, und das gleich!"

Und so geschah es.

Der Bürgermeister schrieb, der Prediger hielt eine Rede, der Gastwirth der Stadt gab gratis ein Bankett und Herr Bellerophon bewilligte dem jungen Paare als Brautgeschenk ein Extra-Benefiz, bei welchem Monsieur Martin die Hauptrolle hatte und sich selbst übertraf.

Druck von H. Neubürger in Dessau.